neiben
liefert
hs & Co.
Michaelstr. 56/58
Glasschleiferei
en aller Art.
seldorf"
leidetan"
Meine
chmitz!
aben ihr
llee.
Trauringe
585
n allen Preislagen,
tets in großer Aus-
vahl vorrätig bei
. P. Plücken,
Niederstraße 81.
ber an
Röbel
enkt, denkt an
Kröfser
Möbelwerkstätten,
Dormagen,
uf 25. Ausst.
Oberstraße 73.
in echtes eichen
Schlafzimmer
für 295.—,
üche für 135.—,
Ehestandsdarl.
ut erhaltener
inderwag.
verkaufen.
elikumerstr. 21.
Markisen
Eis. u. Bronce
Markisenstoffe
fern billigst
Kraus Söhne
Schifferstr. 42.
Telefon 5009.
ilzahlungs-
Preise
weit. Aufschlag
laf., kpl., mit
L., 500.—, Anz.
—, mon. 20.—
hen 260.—, Anz.
—, mon. 15.—,
de 140.—, Anz.
—, mon. 10.—,
as 55.— Anz.
—, mon. 10.—
m. Zub. 70.—,
10.—, mon.
—. Speisez.,
renz., Couchs,
Chaisel. 2c.
chierwagen
m. b. H.,
üsseldorf,
öringstr. 7c,
Karlplatz.

N·G·3 Sonntag

WOCHENEND-AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 14 — Sonntag, 7. April 1935

Drei Worte.

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer,
sie gehen von Munde zu Munde;
doch stammen sie nicht von aufzen her,
das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Wert geraubt,
wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
und würd' er in Ketten geboren.
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
nicht den Mißbrauch rasender Toren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
vor dem freien Menschen erzittert nicht!

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
der Mensch kann sie üben im Leben,
und sollt' er auch straucheln überall,
er kann nach der göttlichen streben;
und was kein Verstand der Verständigen sieht,
das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
wie auch der menschliche wanke;
hoch über der Zeit und dem Raume webt
lebendig der höchste Gedanke.
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltschwer,
sie pflanzet von Munde zu Munde,
und stammen sie gleich nicht von außen her,
euer Innres gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt,
solang er noch an die drei Worte glaubt.

Friedrich v. Schiller.



Das letzte Schulzeugnis Photo W. Pfeifer Neuß

Wiedersehen mit der alten Schule.

Und da standen wir nun in dem alten Korridor. Unser Gespräch stockte, und die dicken alten Säulen machten uns den Eindruck, als wollten sie sich zu einem stummen Gruß vor uns beiden Heimgekehrten unbeholfen verneigen.

Da stehe ich nun: Dort war früher das Konferenz-Zimmer, hier das Physik-Zimmer, dort unten war die Sexta, und hier in der Ecke war die Tertia. Verwirrender und besinnlicher Anblick, der zum Schweigen stimmt.

Man müßte sich eigentlich nun auf die ausgetretene Steintreppe setzen können, und man müßte sicher sein, daß nun keiner kommen könnte, einen hier sitzen zu sehen, oder der bissige Bemerkungen über die „Heimkehr des verlorenen Sohnes" machen könnte.

Diese Heimkehr in die alte Schule hat keinen sentimentalen Urgrund, sie ist kein Nachlaufen hinter der verlorenen Jugend her, sie ist einfach das Wiedersehen mit einem alten lieben Bekannten, den man früher nicht recht schätzte; weiß der liebe Himmel, warum?

Und doch steigt nun unwiderstehlich eine kleine Rührung in die Seele, der ich mich hingebe, weil ich sie als angenehm empfinde, gemischt mit jener Herbheit, die eher eine Lust ist.

✣

Du hast dich gut gehalten, altes Haus, alte, liebe Schule; du wirst das gleiche von mir nicht sagen wollen. Aber daran ist der Krieg schuld, daß wir vielleicht eher älter erscheinen: der Krieg und das Leben, das uns nicht soviel Ferien gibt, wie du hast, altes, liebes Haus.

Still ist es, in dieser Spätnachmittagsstunde in deinen Räumen; es schellt nicht zur Pause, es schellt nicht zur Stunde; durch die Türen hören wir keinen Laut lehrender Lehrer oder lernender Schüler. Die unregelmäßigen Verben auf „mi" ruhen aus in den Büchern für den neuen Tag; die Formeln rings um Pythagoras und Cosinus und Sinus schweigen, der gallische Krieg tobt nicht, und Homer ist so stumm jetzt, wie er blind gewesen sein soll. Friede ist ringsum.

Du zeigst uns brav deine Räume, altes Haus, dem man einen neuen Flügel anbaute, nach dem mich nichts zieht. Seine neuen Klassenzimmer waren nicht mehr für uns; unsere Kinder werden vielleicht darin lernen, von dem Geschlecht, das kein Glück hatte, im Kampf und Krieg früher alterte, als es sich wünschte, das Waffen und Gedanken trug, damit auch dieses Haus weiter stünde.

✣

Du zeigst uns den stummen Zug der Ereignisse und Gestalten, die alten Lehrer, die mit dem Buch unter dem Arm hier einhergingen und unser Schicksal in den kleinen Heften trugen, in die wir zu gerne einmal in Ruhe hineingesehen hätten. Du rufst Erinnerungen wach, an freundliche Schulfeiern, die irgendwie damals einen Zopf trugen, in dem allerdings eine feine, bunte Schleife war; wenn ein solches verwegenes Bild überhaupt erlaubt ist. Wir hören den rauschenden Sang aus der Aula noch einmal, den Chor, in dem wir selbst sangen, vom Kaiser, vom Vaterland, von Heimat und von allen den Dingen, die wir damals als selbstverständlichen und wohlverdienten Besitz empfanden, von den Dingen, die von uns dann später die größten Opfer forderten, und die wir ihnen willig und freudigen und feurigen Herzens bedenkenlos gaben. Da sehe ich die, die fielen im großen Streit, Freunde, Kameraden, — merkwürdig, daß hier erst noch einmal die Erinnerung kommt, klar, schwer und bedrückend.

✣

Da ist der Spielhof mit den Linden, deren Duft uns das Sommersemester so schwer machte, der Spielhof, auf dem wir zuerst als Sextaner tobten und rannten, auf dem wir später versonnen und würdig gingen, wenn uns der Ausblick auf die Stunde nach der großen Pause mit einer kleinen, jämmerlichen Sorge erfüllte. Da ist eigentlich noch alles so, wie es einst war, — wundersam, warum wir das nun mit so ganz anderen Augen sehen.

✣

Ich steige die Treppe hinauf, sehe die alten Türklinken der alten Aulatüren, hinter denen neben Homer und Tacitus die Büsten der Kaiser und Könige thronten; dort war das Direktorzimmer, in das hineinzugelangen am wenigsten begehrt war. Denn dann war etwas nicht in Ordnung, wenn wir zum „Direx" mußten.

Stufe und Tritte! Wie oft sind wir sie gegangen, hoffend, fürchtend, froh, bedrückt, zuversichtlich, zweifelnd, — über sie hinaus trugen wir unsere Jugend und unser Kindsein, hingegeben an den Glauben des Wohlbehütetseins, vertrauend auf den Stern, der allen leuchtet, wenn wir recht die Augen zu öffnen verstehen.

Alte, liebe Schule — ja, da wären wir nun wieder zu einem kurzen, vielleicht letzten Besuch; und da ich nun hier in dem stillen, weiten Raum stehe, weiß ich nicht mehr, was mich hierher zog, muß ich lachen, daß ich jahrelang an diesem Gedanken ein wenig, aber regelmäßig krank war, einmal ganz ungestört hier sein zu können, und noch einmal in der Bank sitzen, auf der ich meinen „Ostermann-Müller" lernte.

„Filia agricolae amat columbas". Ob sie wohl noch lebt, diese Tochter des Landmannes, die die Tauben so sehr liebte, wie es im lateinischen Uebungsbuch ernst und gar nicht unwichtig stand?

✣

Schließt Euch nun, ihr Bücher und ihr Türen; doch schließt Euch nicht zu fest! Ich bitte Euch darum! Laßt mir den Weg offen, zuweilen noch einmal zu Euch zurückzukehren, und nehmt es nicht übel, daß meine Liebe so spät kam; dafür ist sie nun aber auch unwandelbar und uneigennützig. Sie will nichts von Dir, alte Schule, als daß Du mich einlässest zuweilen und Dir sagen, daß ich Dir deine gelegentlichen Rauheiten von damals verziehen habe, und daß ich bereue, je schlecht von Dir gedacht zu haben.

F. H.

Aus „Wiedersehen mit ....."

Frühlingsfahrt der Flüsse

Ein deutsches Märchen,
erzählt von
Alfons Hayduk.

Wenn der Frühlingsvollmond zauberhaft über den Wellen glitzert und sein milder Schein wundersam zart in die Träume aller Dinge gleitet, dann erwacht in den Tiefen die schlummernde Sehnsucht der Jahrtausende von neuem und flüstert im stillen Rauschen der Wasser ihr uraltes, ewiges Lied . . .

Nicht mehr einsam wandern die deutschen Flüsse, sondern strömen zueinander in guter Kameradschaft. Geschwätzig kommt da ein schlankes Mägdlein daher, wandelbar und launenhaft. Erst in der Tracht ihrer stillen Mütter, wenig Worte findend, noch ganz benommen von den versonnen ruhenden Geheimnissen der tausend Erlengründe des Spreewaldes. Aber schon ist sie ein Weltkind, aufgeschlossen und munter, mit lustigem Geklapper, ist Berlin, die geschäftige, eilige Stadt. Eigensinnig ein wenig, ausgelassen auch — aber wer sie in ihrer Stille versteht, in ihrer heimlichen Traurigkeit, in den einsamen Weiten der Mark, der liebt dies Heidekind, die Spree.

Frau Elbe, schon eine ältere Dame, sollte eigentlich Schlesierin werden: vom Hang der Sudeten entspringt sie, ein Kind der Riesenberge, denen sie erst südwärts enträt. Aber auch Prag, die seltsam verzauberte Stadt, ist nicht nach ihrem Sinne. So geht Frau Elbe wieder nach Norden. Dresden und das sächsische Barock gewinnen ihre Seele, die sächsisch wird, wie nur eine Flußseele sächsisch werden kann. Alle Tiefen ihres



(Deutsches Nachrichtenbüro.)

Heimkehr.
Mit Beginn des Frühlings finden sich auch die Störche wieder ein.

Gemütes rauschen auf. Vielverspottet, ist sie dennoch das freundlichste Wesen, ewig heiter von ihrer südlichen Jugend her, und dann von getragenem Ernst, ein fleißiger Fluß, der die Last des Lebens mit gütiger Geruhsamkeit hinabträgt durch die emsige Ebene des norddeutschen Landes.

Kürzer und ernster in ihrer Art, das ist die wortkarge Weser, blond mit blauen Augen, ein urdeutsches Kind. Sie trägt das schwere Wissen der edelsten Stämme. Jahrhundertealte Eichen, die Opferstätten gefallener Götter, grüßen stumm an ihren Ufern. Das ehrwürdige Kloster Corvey blickt herüber, und Teutoburgs Ahnenfeste schimmert am Horizont der Vergangenheit. Ernst und nachdenklich ist darum die Weser, der deutscheste Fluß.

Doch nicht weniger deutsch ist die Isar, der alten Mutter Donau fröhlichstes Kind. Freilich, die Donau geht in die Fremde, aber ihre liebsten Kinder bleiben in Deutschland. Vom Karwendelgebirge hüpft das Isarkind, bajuwarisch robust und gesund wie die Berge. Schon im Mittellauf erprobt es seine junge Kraft. Elektrische Werke treibt es wie im Spiele, eilt sorglos weiter und wird das heitere Symbol der kunstsinnigen Isarstadt. Von der Technik zur Kunst, das ist ihr ein kleiner, ein selbstverständlicher Schritt. Wirklichkeitsnah und dennoch selig verträumt, so kommt sie für alle ihre Geschwister, den Lech und den Inn, zur Frühlingsfahrt.

Aber nun kommt der Vater der Flüsse, kommt wie ein alter Gott der Vorzeit, weinlaubbekränzt, das Methorn im Arm. Sein ist das Füllhorn des Segens und der Sehnsuchtstraum der Gezeiten: der König der Ströme, der herrliche Rhein, Die Freude bringt er, die unverwüstbare Lebenslust, trotz allem, trotz allem. Im Schnee der höchsten Berge stand seine Wiege, auf den Gipfeln des Abendlandes, das sein Schicksal ist. Den Sternen am nächsten, sucht er die tiefsten Täler, darin die Lieder die Nächte durchklingen. Stolze Burgen geben dem Recken das Ehrengeleit. Alle Fülle des Lebens drängt sich um ihn. Zukunftsgläubig ist er von Anbeginn, rauschender Mythos, der König der Ströme . . .

Nun hat sie der Frühlingsvollmond verzaubert. Alle sind sie beieinander, die deutschen Flüsse, die wundersam zusammenfinden in guter Kameradschaft. Der Ostwind hat sie gerufen, mit frischer, junger Stimme, und bringt die Oder, die Herrin der gesegneten Gebilde der östlichen Ebene, die fruchtbare Mutter Schlesiens, und bringt den Gruß der fernen Weichsel im Glorienschein der Marienburg. Und fernerher dringt noch die wehmutsvolle Stimme der kleinen Memel, um nicht vergessen zu werden, wenn die Sehnsucht durch Deutschland fährt . . .

Ja, die Sehnsucht fährt durch Deutschland. Einst zog sie aus dem Dickicht Germaniens gen Mittag, der lockenden Sonne nach, das große Südreich zu gründen, das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, blutoraller Knabentraum jungerwachter, erdstarker Stämme und kreuzfahrender, himmelstürmender Kaiser. Dann wandte sie sich gen Sonnenaufgang zurück, vollbrachte das große Arbeitswerk des deutschen Mittelalters mit Kreuz und Pflug: die friedliche Rückdeutschung des weiten Ostraums von der Düna zur Donau, vom Baltischen zum Schwarzen Meer. Die Weichsel, sie erzählt es im Rauschen dieser Nacht, die Weichsel wurde wichtiger als der Rhein. Und die Oder wurde wieder ein deutscher Strom. Die Wellen der Erinnerung beginnen zu klingen. Aus ihrer Tiefe schallt ein sehnsüchtig Lied: „Nach Ostland wollen wir reiten . . ."

Nun ist Heimkehr, jetzt ist Heimwehnacht. Die Wellen der Weichsel tragen die Grüße von Veit Stoß aus Krakau und von Nikolaus Kopernikus aus Thorn hinab zur Marienburg, deren Zinnen im Vollmond blinken und winken. Und dort, wo die Oder die Sudeten durchbricht, um ins Reich zu wallen, von jenen Tälern weit und Höhen, dem schönen grünen Wald, jubelt voll verhaltener Inbrunst die unsterbliche Liedseligkeit des oberschlesischen Freiherrn und breitet über die frühlingsholde Wundernacht ihren Eichendorffzauber mit seinem Heimatgruß: „Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund!"

Diese einzige Melodie steigt in dieser beglückenden Nacht aus dem stillen Rauschen der Wasser. Aus den verwunschenen Träumen aller Dinge weht sie empor und hat nur reine Seele, einen Namen: Deutschland!

So sind sie auch beieinander, die deutschen Flüsse, ineinandergeflossen und eins, ein einziger Strom der Sehnsucht. Und also begnadet rauschen sie aus dem Märchen der Vollmondnacht in ihr Bett der Wirklichkeit, in den heutigen Tag.

Wagen 36 macht das Rennen.

Eine kleine Geschichte von Hans Leiningen.

Pestalozzistraße... Dauthendeyerstraße... Uechterdingerstraße...

Ungeduldig und mit schnellen Blicken auf seine Uhr stellt der Fahrer des Straßenbahnwagens fest, daß ausgerechnet heute an allen Haltestellen Fahrgäste aussteigen und unbeholfene Einsteiger das Abfahrtsklingeln des Schaffners verzögern....

Dibbelsdorfer Damm... Oberurselingerstraße...

Richtig muß auch ein Müllwagen langsam aus der Einfahrt des Stadthofes herausmanövrieren und den Wagen 36 mitten zwischen zwei Haltestellen zum Bremsen zwingen....

„Könnt Ihr mit Eurer Dreckhaubitze nicht mal ein bißchen plötzlich machen, wenn es geht!..."

Am Zoologischen Garten aber hellt sich die Miene des Fahrers auf, die Haltestelle ist leer, die Straße frei. Der Wagen 36 kommt jetzt auf eine Teilstrecke, auf der die Straßenbahn einen Fahrdamm für sich hat. Der Hebel des Kontrollers fliegt auf volle Fahrt. Die Elektromotoren schnurren. Keine Sorgen vor diesen Kurven hier.. die Räder quietschten zwar abscheulich.. Querleise der Reichsbahn... das Fahrgestellt poltert darüberhin. Mit fliegender Fahrt nähert sich der Wagen 36 der Stelle, wo er nach links in die große Bunsenallee einschwenken wird...

Der Fahrer wirft einen Blick nach links: Kein Auto und kein Handwagen hindert ihn, in die Straße hineinzufahren. Blick nach rechts... der Fahrer stellt sich auf die Zehenspitzen: Donnerwetter, da kommt ja auch schon der Wagen von der Linie 14 die Bunsenallee herunter.

Der Wagen der Linie 14 schnurrt, was er kann. Sicherlich wird Wagen 36 seine Fahrt jetzt verlangsamen, um den Vierzehner erst vorbei zu lassen. Aber der Fahrer des Wagens 36 reißt den Fahrhebel auf volle Kraft und dreht vor dem Vierzehner in die Bunsenallee ein.. der Fahrer lächelt. Gemächlich läßt er den Wagen jetzt weiterrollen, ruhig bremst er vor der nächsten Haltestelle, hat gar keine Eile mehr.

An der Haltestelle Kronendamm stehen die beiden Wagen einen Augenblick dicht hintereinander neben der Verkehrsinsel. Der Fahrer des Wagens 36 beugt sich hinaus und wirft dem hinter ihm haltenden Wagenführer der Linie 14 einen lustigen Augenzwinker zu. Der andere droht mit dem Finger und lacht ebenfalls.

Ich, auf der vorderen Plattform von Wagen 36, ich verstehe das hier schon lange nicht mehr.

Hatte Wagen 36 Verspätung?

Mußte er fahrplanmäßig vor der Linie 14 hier sein?

Aber was geht mich das schließlich alles an, nicht wahr?

Wagen 36 fährt weiter.

Haltestellen reihen sich aneinander.

Hinter uns fährt der Vierzehner und achtet nicht mehr darauf, daß er Anschluß an den Siegerwagen des Rennens von vorhin behält...

Dort an der nächsten Haltestelle steht ein Fahrgast, eine Frau. Scheint eine ulkige Frau zu sein, wie?

Kapotthütchen... Großer Regenschirm... Schildpattene Handtasche... Und klettert durch die vorsorglich geöffnete Tür langsam auf unseren Vorderperron.

„Nun, gnädige Frau, mit mir sind Sie schon lange nicht mehr gefahren!" meint der Fahrer.

Die alte Dame hat ein freundliches Nicken und ist sichtlich zufrieden damit, daß der Fahrer so gut weiß, wer so alles mit ihm fährt.

„Und dabei fahren Sie doch fast jeden Tag, gnädige Frau! Als ich vor sieben Jahren bei der Straßenbahn anfing, fuhren Sie auch immer schon mit. Und Sie haben sich in der ganzen langen Zeit kein bißchen verändert, muß ich schon sagen!"

Kein bißchen verändert... damit meint er sicher das Kapotthütchen und die schildpattene Handtasche, denke ich.

„Ja, meinen Sie? Für wie alt schätzen Sie mich denn?" kichert die nette Dame lebhaft.

Na, wie alt mag sie sein, denke auch ich und wage einen schiefen Blick auf das von schwarzen Seidenbändern umrahmte, faltige Gesichtel. Und schätze, das es einige siebzig Lenze sein mögen.

„Dja, gnädige Frau, das ist schwer zu sagen, wo Sie sich so gut gehalten haben. Ich will ja auch nicht schmeicheln, so fünfzig, zweiundfünfzig Jährchen lang machen Sie den Rummel wohl doch schon mit, was?"

Na, denke ich! Guck einer den Fahrer an! Seine Bremswege schätzt er auf Handbreite genau, aber Alter schätzen, das scheint er ja wirklich nicht zu können.

„Ja, sehen Sie!" nickt das Mütterchen. „Das stimmt aber nicht! Aelter bin ich doch schon!" Ganz glücklich scheint sie zu sein, die kleine, alte Dame. „Sie wissen ja, an der nächsten Haltestelle steige ich aus!" lächelt sie immer noch. Die schildpattene Handtasche knackt...

Der Fahrer öffnet ihr die Tür — „Danke... danke sehr, gnädige Frau!" — und wartet geduldig, bis sie vor dem Wagen über den Fahrdamm gegangen ist.

Dann fährt er weiter, schaltet vollen Strom ein und steckt die beiden Groschen in die Tasche, um die es sich bei dieser Geschichte, wie ich jetzt plötzlich bemerke, ganz allein gehandelt hat...

Ein kleines Frühlingsthema.

Kuckuck — Vorkenntnis!

Von Werner Fuchs-Hartmann.

Es gibt wohl kaum einen Vogel, der so viel gepriesen und zugleich getadelt, so viel geehrt und geschmäht wurde wie der Kuckuck. Bei den alten Indern erfreute er sich hohen Ansehens. Ihm zu Ehren wurde manches Lied gesungen. In den heiligen Büchern wird er gesegnet, daß „kein Falke ihn treffe, kein Geier, kein Bogenschütze mit Pfeilen", daß er gegen die unheilvollen westlichen Regionen hin rufe und glückbedeutende Worte spreche. Die Dichter nennen seinen Ruf „herzraubend".

Aehnlich wie Indra liebte auch Zeus die Gestalt des Kuckucks. In dieser Verwandlung eilte er durch Sturm und Regenschauer in den Schoß der Hera, die seiner sehnsuchtsvoll harrte, während auf der skamandrischen Wiese die Schlacht zwischen den Trojanern und Achäern wogte. In diesem Mythos ist der Kuckuck das Symbol des alles belebenden Frühlings.

Bei den Römern hingegen hatte der graue Vogel einen recht bösen Leumund, war es doch hinreichend bekannt, daß er gewissenlos die Sorge um seine Brut stets anderen Vögeln überließ. Das Wort „cuculus" galt bei den Römern geradezu als eine Schmähung.

In der germanischen Mythologie wird der Kuckuck zwar nicht ausdrücklich als Vogel einer bestimmten Gottheit angesehen, dennoch kann angenommen werden, daß er im Glauben unserer Ahnen eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat. Sinnreich weiß die deutsche Sage die Geschichte seiner Entstehung zu erzählen: zur Zeit einer großen Teuerung habe ein Bäcker armen Leuten von dem ihm gebrachten Teig gestohlen, das Brot aus dem Ofen gezogen und dann jedesmal „guck! guck!" gerufen. Gott aber habe ihn zur Strafe in einen Vogel verwandelt, der unaufhörlich nur immer den gleichen Schrei wiederholen kann. Deshalb hat er auch ein so fahles, mehlbestaubtes Gefieder, und die Kinder mancher Gegend rufen ihn an: „Kuckuck, Bäckerknecht, sag' mir recht, wieviel Jahr ich leben soll!"

Seit vielen Jahrhunderten gilt der Kuckuck bei uns neben der Schwalbe als Verkünder des Frühlings, und ein uraltes Mailied begrüßt ihn mit den Worten: „Der Kuckuck mit seinem Sange macht fröhlich jedermann . . ." Da niemand im Herbst den Kuckuck fortziehen sah, glaubte man, daß er sich zur Winterszeit in einen anderen Vogel, etwa in einen Falken, verwandele — ja, man nahm sogar an, es sei immer derselbe Kuckuck, der jahraus, jahrein im Walde schreit. Da er nun nicht stirbt, muß er natürlich auch die Erfahrung der langen Jahre haben. Er hat vieles gesehen und gehört. Was Wunder also, wenn er im ganzen Mittelalter und auch heute noch als prophetischer Vogel angesehen wird. Dieser Glaube ist außerdem darin begründet, daß der Kuckuck bei unseren Vorfahren als Götterbote galt und ihm als solchem ein Blick in die Zukunft offen stand.

Eine dunkle Erinnerung knüpft wahrscheinlich an diese einstmalige Beziehung zur Götterwelt in dem uralten Kinderreim: „Kuckuck van Häven, wo lang sall ik läwen?" an, der in Niedersachsen seit vielen Jahrhunderten bekannt ist. Auch in anderen Gegenden heißt der Kuckuck „Himmelsvogel".

Der Kuckuck ist also ein weiser Vogel, und was wir nicht wissen, „das weiß der Kuckuck!" Er weiß nicht nur die Zahl der Jahre, die wir noch leben sollen, sondern auch die Zahl der Kinder, die ein Ehepaar bekommt, und die Zahl der Jahre, die ein Heiratslustiger bis zur Hochzeit warten muß. Derart von allen Seiten mit Fragen bestürmt, kann sich der Kuckuck natürlich auch irren. Namentlich, wenn ein junges Mädchen die Wartezeit auf den Freiersmann erforschen will, erweist er sich als boshafter Vogel. Es ist in solchen Fällen dann ein erprobtes Mittel, die Zahl der Jahre in ebenso viele Monate zu verwandeln, was dann immerhin einigermaßen tröstlich erscheint, oder man mag nach alter Sitte auch glauben, daß der Prophet auf „einem närrischen Zweig" sitzt.

Des Kuckucks Ruf ist aber noch in anderer Beziehung von Bedeutung: Hat man bei seinem ersten Ruf kein Geld in der Tasche, so fehlt es auch das ganze Jahr. Aber bei alledem hat der Vogel doch ein schlechtes Gewissen. Er fürchtet die Nähe der Menschen und liebt es, Versteck zu spielen. Kaum glauben wir ihm nahe zu sein, so neckt er uns schon wieder aus weiter Ferne, und so ist es nicht weiter erstaunlich, daß die Kinder auf den Kuckucksruf verfallen sind, wenn sie einander irreführen wollen.

Schon frühzeitig verbreitete sich in deutschen Landen allmählich eine schlechte Meinung über den Kuckuck. Bereits im Mittelalter wird er manchmal ein „Gauch", ein Strauchdieb genannt, und die Minnesänger nennen ihn „unwise" und „sinneloze". Im späteren Volksglauben wird er mit dem Vater aller Lügen auf eine Stufe gestellt. Die zahlreichen sprichwörtlichen Redensarten „Geh' zum Kuckuck" oder „Hol dich der Kuckuck!", sind Andeutungen auf den Teufel, auf das Prinzip des Bösen überhaupt. Damit wird der Kuckuck zu einem Unglücksvogel. Wenn er sich auf das Dach eines Hauses setzt, bedeutet das ein böses Vorzeichen: Mißernte oder Todesfall drohen. — So tief ist der Kuckuck also von seinem Posten als Götterbote gefallen.

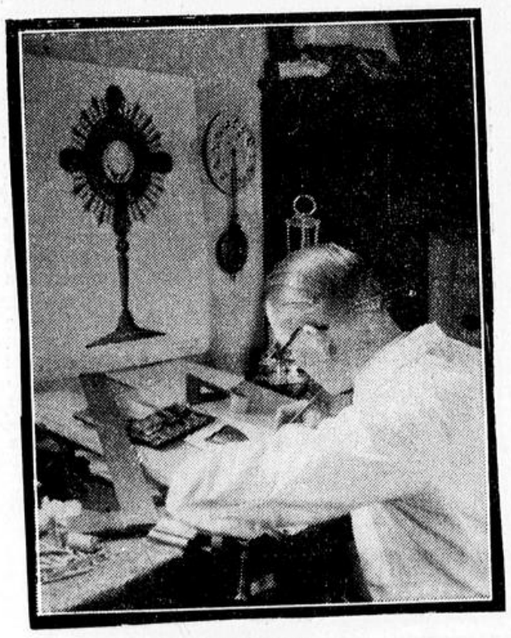
Wo man alles auf die Goldwaage legt.

Bei einem Neußer Goldschmied.

„Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein."

Chamisso

Uralt ist das Kunsthandwerk der Goldschmiede, weil das Bedürfnis der Menschen, sich zu schmücken, auch uralt ist. Und in dem glänzenden, edlen Metall, das unter den schöpferischen Händen der Goldschmiede zu all den Dingen wurde, die uns immer wieder erfreuen, spiegelt sich eine Jahrtausende alte Kultur. In den Grabkammern der alten Pharaonen haben kunstvolle goldene Geschmeide viertausend Jahre hindurch ihren Glanz verborgen, unter den Trümmern der diesseitsfreudigen Stadt Pompeji lagen die Edelerzeugnisse menschlicher Kunst verraben und zeugen nun in den großen



Von der Zeichnung ....

Museen der Welt von dem Schönheitssinn und der Kunstfertigkeit der Menschen des Altertums. Und auch in den Gräbern unserer germanischen Vorfahren hat man den Schmuck gefunden, der die Frauen einstmals zierte, Armbänder, Spangen und Ringe. Aber nicht nur zu Schmuck wurde das Gold und die anderen Metalle verarbeitet, auch Gebrauchsgegenstände und vor allem Waffen gingen kunstvoll gearbeitet aus der Werkstatt des Goldschmieds hervor. Während im Altertum das Gold fast nur profanen Zwecken diente, stand es im Mittelalter bis ins 15. Jahrhundert hinein fast nur im Dienst der Kirche. Hier gelangte die Goldschmiedekunst, da sie ganz der Verherrlichung des Allerhöchsten geweiht war, wohl zur größten Vollendung. Nicht weit von Neuß, im Domschatz von Essen, zeugt die berühmte goldene Sitzmadonna aus der frühromanischen Kunstepoche (etwa 1000) von jener Blütezeit, davon zeugen noch kostbares Altargerät, Tragaltäre, Reliquienschreine und Reliquiare, Bucheinbände und all die anderen Gegenstände, wie sie in den Schatzkammern unserer Dome aufbewahrt sind.

Genau wie auf jedem anderen Gebiet der Kunst und des Handwerks drückte sich in den Erzeugnissen des Goldschmiedes der „Stil" der Zeit aus. Auch unsere Zeit hat auf diesem Gebiet ihren eigensten Stil gefunden, der sich aus der Eigenart des Materials heraus entwickelt hat.

*

„Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles." Auch heute noch, und da wir es in gemünzter Form nicht mehr zwischen die Finger bekommen, so erstreckt sich die Liebe in besonderem Maße auf die Dinge, die aus der Goldschmiedewerkstatt kommen. Es braucht ja nicht gerade Gold zu sein. Wer es sich leisten kann, der verehrt seiner Herzliebsten eine mit Brillanten besetzte Platin-Brosche, wer weniger mit Glücksgütern dieser Erde gesegnet ist, der schenkt ein Ringlein aus Silber mit einem Halbedelstein. Ein großer Teil des Bedarfes an Schmuck wird ja durch die Industrie gedeckt, wie sie besonders in Pforzheim, dann aber auch in Hanau und Schwäbisch-Gmünd in hoher Blüte steht. Aber die besseren Arbeiten sind noch immer reine Handarbeit, und wenn wir heute einmal eine große Werkstätte in Neuß besuchen, so können wir uns gleich davon überzeugen, daß die Verarbeitung der edlen Metalle noch genau so vor sich geht, daß noch genau das gleiche Handwerkzeug gebraucht wird wie in den alten Zeiten der Goldschmiedekunst.

*

Eine Zwischenbemerkung: Wir reden immer von Goldschmied. Diese Bezeichnung ist nicht immer richtig. Der Goldschmied stellt nur Schmuck her, wie Ringe und Broschen; die Steine setzt wieder ein Spezialist ein, der „Fasser", das Polieren besorgt mit geschickten Händen ein Mädchen, die „Polisseuse", und endlich gibt's den „Silberschmied", der, wie der Name sagt, Silber verarbeitet, sowohl für kirchliche wie für profane Zwecke. Und schließlich gibt's noch den „Graveur".

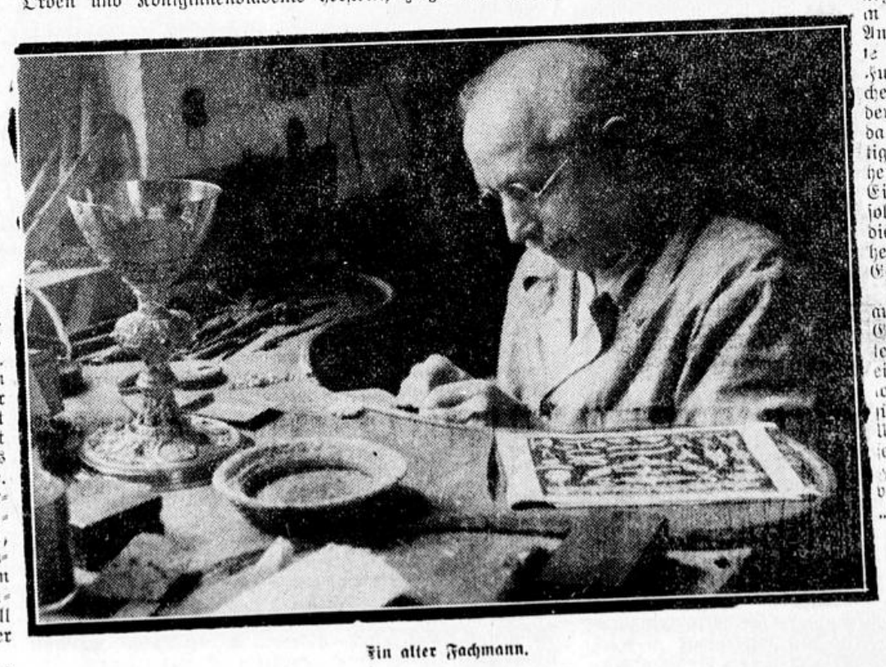
Sehen wir zuerst einmal dem Goldschmied bei seiner Arbeit zu. Auf dem hohen Tisch liegen seine Werkzeuge, Hammer, Zange, Feile, Säge und Lötrohr. Eine mit Wasser gefüllte Glaskugel konzentriert das Licht der Lampe am Abend auf seine Arbeit. Gerade bearbeitet er ein rohes, rechteckiges Stück Platin, das bald als brillantenbesetzte Brosche ein Frauenhals schmücken soll. Nach der Zeichnung wird nun die Form gesägt, und dann entsteht nach und nach durch Bohren, Feilen, Verschneiden, Löten und Montieren ein herrliches Schmuckstück, das dann beim Fasser seinen Hauptglanz durch das Einsetzen der edlen Steine erhält. Diese Art Schmuckstücke werden fast nur noch aus Platin hergestellt im Gegensatz zu früher, da Gold verwandt wurde. Daß übrigens auch die im Neuß so begehrten Kirmesorden von hiesigen Goldschmieden hergestellt werden, dürfte manchen Neußern unbekannt sein.

Ueberhaupt spielen die Schützenfeste in der Juwelierwerkstatt keine geringe Rolle, und während der Goldschmied Orden und Königinnendiademe herstellt, zeigt der Silber-



Silberbestecks werden graviert.

schmied seine Kunst am Königssilber, in das dann der Graveur die Widmung der jeweiligen Schützenmajestät eingraviert.



Ein alter Fachmann.

Da wären wir denn auch am Tisch des Silberschmieds. Unter seinen Händen entsteht das kunstvolle silberne Geschirr, Schalen, Platten, Kerzenleuchter und die verschiedenen kirchlichen Geräte. Er ist der Geräuschvollste in der Juwelierwerkstatt, da seine Hauptkunst — und das unterscheidet ihn im Wesentlichen von seinem „goldenen" Kollegen — im „Treiben" besteht. So formt er mit stundenlangen Hammerschlägen aus einem flachen Stück Silberblech all die kostbaren Gerätschaften. Es sieht ganz einfach aus, wenn er da herumhämmert, und es ist nur wichtig dabei, bei jedem Schlag mit der erforderlichen Stärke auf die richtige Stelle zu treffen. Also versuchen wir's mal!

Wir hatten Gelegenheit, die Entstehung einer Monstranz von der Zeichnung bis zum fertigen Meisterwerk zu verfolgen. Da wurde zuerst einmal das Silberblech zur erforderlichen Stärke gewalzt, der Fuß „geschlagen", ebenso Schaft und Knauf, bis die Teile in strenger Handarbeit die Form der Zeichnung aufwiesen, und dann wurden die Teile zusammenmontiert. Wochenlange Arbeit erforderte dann der obere Aufbau, bis die Hunderte von Teilen sorgsam ausgesägt, getrieben und zusammengelötet waren, bis alles fein gefeilt und geschliffen war, bis sich das fertige Stück in seinem wunderbaren Gesamtbild entwickelte. Es folgte die Vergoldung und schließlich das Hochglanzpolieren, das durch andauerndes Hin- und Herreiben mit edlen Blutsteinen vorgenommen wird. Das fertige Werk, ein Erzeugnis kunstvollster, reiner Handarbeit, wird nun bald schon das Sanktissimum aufnehmen und wird schon Fronleichnam der Mittelpunkt einer feierlichen Prozession sein.

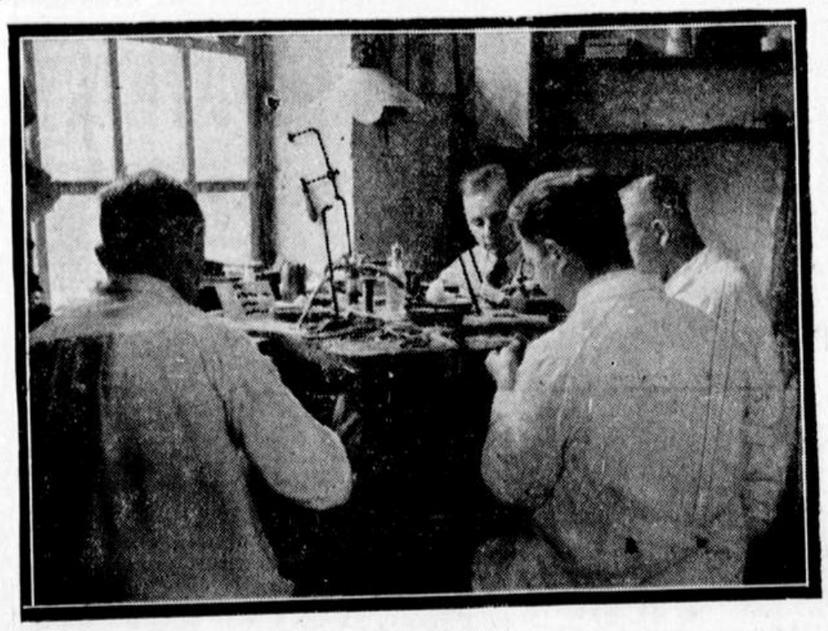
Wir werfen noch einen Blick durch die Werkstatt, wo etwa ein Dutzend Männer bei ihrer feinen Arbeit sind. Auf einem Tisch liegt halbfertiger Jagdschmuck, an Ringen, Krawattennadeln, Anhängern, Broschen usw, gefaßte „Grandeln" (Hirschzähne), Fuchsfänge und Schnepfenfederchen, wie sie als Jagdtrophäen der Stolz ihrer Besitzer sind, da sehen wir all den hundertfältigen Schmuck, der dem Schönheitsbedürfnis und der ... Eitelkeit der Menschen dienen soll. Es gibt ja nur wenige, die die „goldene Kette" verschmähen, wie der Sänger in Goethes Gedicht.

Nicht vergessen werden soll auch noch ein Ding, das der Goldschmied herstellt, den glatten, goldenen Ring, schlicht und einfach, jenen Ring, der so endlos ist wie die Treue sein soll, für die er heilige Symbol ist. Und so mag der Goldschmied seine edle Arbeit mit besonderer Freude auch in den Herzen verrichten, daß er sinnig auch „Glücksschmied" ist.

P.



.... zum fertigen Meisterwerk.



Goldschmiede beim Werk.

Aufnahmen W. Pfeifle Neuß.

Komm mit mir nach Afrika!

Mit der Druckerpresse nach Südwest

(4. Fortsetzung)

Von Karl Ey

(Urheberschutz durch Deutscher Presse-Verlag, Berlin SW 68)

Später machte mir Dafis, der eigentliche Führer der Karawane seinen Besuch. Er war ein intelligenter älterer Neger, der etwas Deutsch und Englisch sprach und mit dem ich mich ganz gut verständigen konnte. Er sagte es zwar nicht mit diesen Worten, aber die Quintessenz seines Kauderwelsches war:

„Du kümmerst dich um nichts, Herr, außer um die Damen. Ich besorge alles und werde Mullah Hamid und dir ergeben sein, Herr."

Zwei Tage später erschien Pipp, den ich natürlich täglich im Krankenhaus besucht hatte, wieder auf der Bildfläche. Die Krankenhauskost war ihm gut angeschlagen, der Bursche tat mir aber doch herzlich leid, als er mit einer schwarzen Klappe über dem linken Auge angewankt kam. Ich stellte ihn Mullah Hamid vor und traf bei dieser Gelegenheit wieder die schöne Brünette.

Nein, es war nicht Mrs. Lindsey; es war eine Signora Cortini, für die der alte Araber eine andere Karawane nach dem Agallafluß zusammenstellen sollte. Frau Cortini rauchte während ihres Besuches ununterbrochen dünne Zigaretten und erzählte, daß sie „Sir James King" besuchen wollte. Später erfuhr ich, daß es wirklich so einen Herrn gab. Er war tatsächlich vom englischen König geadelt worden. Eigentlich wurde er „King" James genannt, denn er war ein waschechter Neger, aber immerhin Häuptling über einen Stamm von rund 100 000 Menschen. England hat eben seine besondere Behandlung seiner schwarzen Untertanen . . .

Pipp war durch sein trübes Abenteuer sein ganzes Geld bis auf einige Pfunde losgeworden. Ueber seinen Streit mit dem Unbekannten sprach er nicht viel Er nannte diese Holzerei einen „Ehrenhandel", was mich jedesmal erheblich erbitterte.

Schließlich aber tat mir der arme, ehrliche Kerl viel zu leid, um mich mit ihm über seinen „Ehrenhandel" zu streiten. Eines schönen Tages machten wir uns auf, um bei einem indischen Händler ein Glasauge zu kaufen, das Pipp später tragen sollte. Der Inder hatte aber nur schwarze Augen auf Lager, und zwar einen Restposten von sechs Stück. Wir mußten alle sechs nehmen, um überhaupt handelseinig zu werden. Immerhin waren die Glasaugen billig, das Stück stellte sich noch nicht einmal auf zwei Mark. Wenn ich mir allerdings Pipp mit einem echten blauen und einem falschen schwarzen Auge vorstellte, wurde ich blaß. Pipp selbst nahm übrigens sein Unglück nicht sonderlich tragisch; er schien sich in dem Mitleid, das alle und besonders Henny Niemann ihm spendeten, regelrecht zu sonnen.

V.

Handel mit „reellem Licht"

Die eigentlichen Herren des Küstenlandes

Bevor Wißmann mit seiner Handvoll deutschen Soldaten und ein paar hundert Askaris ein Land befriedet und unter seine Verwaltung genommen hatte, das weit größer war als das Deutsche Reich und Oesterreich zusammen, bevor die Ostafrikanische Gesellschaft dem Sultan von Sansibar die Hoheitsrechte an der Küste für eine Stange Gold, für funkelnde Juwelen und für ein mechanisches Konzertklavier abgekauft hatte, ja, bevor überhaupt der Fuß eines Weißen diesen Teil des schwarzen Erdteils betreten hatte, hatte sich bereits ein Herrenvolk zu Gebietern der ostafrikanischen Küste und weiter Strecken des Hinterlandes gemacht: die Araber.

Noch heute sind die Küstengebiete mit alten arabischen Burgruinen besät, noch heute sieht man neben den Dutzendbauten der Faktoreien und den langweiligen Bungalows der Europäer die alten maurischen Bauwerke, die ganzen Städten wie Lindi und Kilwa und Mikindane ihren Stempel aufgedrückt haben.

Auch heute noch ist der arabische Einfluß auf die eingeborene Bevölkerung unvergleichlich größer als der irgendeiner europäischen Kolonialmacht. Die stolzen Söhne der Wüste verstanden besser als die Europäer die Kunst, mit den Eingeborenen umzugehen und vor allen Dingen: ihnen zu imponieren. Mit einem verwirrenden Prunk, mit einer faszinierenden Geheimnistuerei und mit einem gesellschaftlichen und religiösen Ritual, das auf die Neger wie ein rätselhafter Zauber wirkte, hielten sie ihren Einzug. Keinem Schwarzen fiel es ein, in dem Eroberer nicht einen Menschen höherer Ordnung zu sehen und sich nicht willig der Herrschaft der Araber zu beugen.

Später freilich verwischte sich der aristokratische Charakter der Küstenaraber. Die Herrenschicht hielt es handelspolitisch für richtig, die Eingeborenen zum Uebertritt zum Islam aufzufordern, weil sie dadurch einen größeren Absatz von Waren zu erzielen hoffte. Dadurch aber wurde das Fundament selbst mürber, auf dem die Herrenschicht stand, denn die Religion des Islam ist expansiv; mit der Bekehrung fielen auch die Schranken, die die afrikanische Küstenbevölkerung von den Arabern trennte. Mischheiraten waren an der Tagesordnung. Alles, was mohammedanisch wurde, zählte zur Oberschicht und konnte in alle Verwaltungsposten einrücken. Kein Wunder, daß heute die Küstenbevölkerung im Südosten sehr stark mit arabischem Blut durchsetzt ist.

Immerhin imponiert der Araber auch heute noch den schwarzen Eingeborenen. Reitet der arabische Trödler auf weißem Zelter, eine Schar bunt gekleideter Träger hinter sich, in ein Dorf ein und bietet er in einem prunkvollen Zelt seine Schätze zum Verkauf an, so geht es einfach nicht in den dicken Schädel des Negers hinein, daß dieser herrliche Reitersmann weniger vorstellen sollte als der Mandatschef oder der Distriktsoffizier in seinem schlichten Waffenrock und Tropenanzug, auch wenn dieser der besten Familie Old Englands entstammt und in Oxford studiert hat.

Wir werden Araber

Ich habe die Stellung der Araber an der ostafrikanischen Küste vor allem deswegen erwähnt, um dem Leser zu beweisen, daß wir uns nicht allzu viel in unserer Würde vergaben, als wir uns auf der Ueberfahrt von Sansibar nach Kilwa in dem Schiff des Mullah Homid äußerlich in Araber verwandelten. In unserer europäischen Tropenkleidung gingen wir an Bord, in wallenden Gewändern kletterten wir in Kilwa ans Land. Selbst Henny hatte die bequeme arabische Kleidung nicht verschmäht.

Die Maskerade entsprang keiner Karnevalslaune, sondern bedeutete eine Vorsichtsmaßregel, die uns der Mullah selbst empfohlen hatte. Die Mandatsregierung ist nämlich mit der Zulassung von Europäern etwas penibel, während sie gegen Araber und Inselhändler weniger einzuwenden hat. Tatsächlich passierten wir ohne Umstände in Bausch und Bogen die sehr nachlässige Hafenkontrolle.

Auf Anraten von Dafis begaben wir uns sofort zu einem Gehöft des Arabers, ein paar Kilometer außerhalb des Ortes, wo wir die Karawane erwarten wollten. Hier legten wir natürlich wieder unsere europäische Kleidung an, bis auf Pipp, der bis zum Abend einen „echten" Moslem mimte, denn vorher konnte der griechische Photograph nicht aus Kilwa eintreffen, um unseren Recken als Araber auf die Platte zu bannen. Das Bild sollte mit der nächsten Post an den ehefraulichen Gemüseladen in Barmbeck abgehen.

Besuch in der Nacht

Obwohl ich wußte, daß in Afrika das Leben eigentlich immer erst nach Sonnenuntergang beginnt, war ich doch überrascht, in welcher Fülle sich noch gegen Mitternacht Besucher in dem Gehöft des Arabers einstellen. An Schlaf war nicht zu denken, und zwar nicht nur wegen des Lärms, denn so sehr mich auch das Entgegenkommen des alten Arabers aus meiner Klemme befreit hatte, so war ich doch reichlich nervös: Was sollte die Zukunft bringen?

Wären die Kisten mit den Druckereigeräten nicht gewesen, die jetzt mit der „Queen of Hearts" irgendwo auf dem Ozean schwammen, hätte ich nicht schon Freunde in Bewegung gesetzt gehabt, um mir für Anfang März ein Geschäftslokal in der südwestafrikanischen Minenstadt zu besorgen, und hätte ich meine Afrikareise nicht von Anfang an mit einem festen Ziel unternommen, so hätte mich meine augenblickliche Situation allerdings weniger gestört. Ich hatte noch ein halbes Dutzend Jahre bis zur Erreichung des Schwabenalters vor mir, war gesund und besaß mehr Geld als ich für die nächsten Tage brauchte, allein war ich auch nicht, die Reise an den Njassa-See kostete mich keinen Schilling . . . was also hätte mir passieren können?

Ueberhaupt Gefahren in Afrika! Ununterbrochen durchqueren Tausende von Karawanen den Kontinent, Hunderte von Europäern befinden sich Tag für Tag im Herzen des schwarzen Erdteils auf der Jagd oder auf Expeditionen, Tausende von Weißen wohnen als Verwaltungs- oder Faktoreibeamte in völlig unzivilisierten Gegenden — und doch passieren in einer Woche in Berlin zweifellos mehr tödliche Unfälle als in einem ganzen Jahr unter den Europäern des tropischen Afrika.

Dafis' erste Besucher waren zwei Neger, junge, kräftige Leute, die sich als meine persönlichen Träger vorstellten. Dafis hatte sie angefordert, weil er sich vermutlich nicht vorstellen konnte, daß ein Europäer ohne größere Gepäckstücke reiste. Im Augenblick besaß ich allerdings nicht mehr als eine Handtasche. Dieser Mißstand wurde jedoch postwendend durch einen schwitzenden und korpulenten Herrn behoben.

(Fortsetzung folgt)

BLICK IN DIE WELT

Das Wappen des Herzogs von Kent

Da Prinz Georg von England nach seiner Verlobung mit der griechischen Prinzessin Maria Herzog von Kent werden soll, muß er sich auch ein neues Wappen zulegen, und dieses neue Wappen wird das des Hauses Hannover sein, das allerdings etwas verändert worden ist. So ist beispielsweise die Krone Karls des Großen, die das alte hannoversche Wappen zierte, in Wegfall gekommen. Bisher führte Prinz Georg dasselbe Wappen wie der König, mit dem Unterschied, daß drei kleine Felder mit Ankern verziert waren.

Das Schaf ohne Weide

Unendliche Prärien stehen immer noch im Westen der amerikanischen Staaten zur Verfügung — aber der kluge Mann baut vor. Und von diesem Gesichtspunkt aus handelte anscheinend auch Professor Madsen von der Cornell-Universität in Ithaca, der erste Züchter von Schafen, die nie einen frischen Grashalm zu fressen bekamen, sondern sich mit Kasein und den Abfällen der Zellulosefabriken ernährten. Eine herrliche Wolle ist das Ergebnis dieser chemischen Fütterung und kein Ungeziefer sucht diese Schafe zu plagen.

Neue Lichtmessungen

Das Licht der Mittagssonne ist nach neuen Untersuchungen, 120millionenmal stärker als das Licht aller Sterne in einer klaren Sternennacht. Mit Hilfe einer Lichteinheit konnte ferner berechnet werden, daß die Sonne an einem hellen Mittag 465 000mal mehr Licht aussendet als der Vollmond. Die Mittagssonne scheint mit einer Intensität von 9600 Lichteinheiten, beim Untergang leuchtet die Sonne jedoch nur mehr mit 33 Lichteinheiten.

Das Lächeln des Weisen

Ein langer Demonstrationszug durchwanderte dieser Tage die Hauptstraßen von Bombay. Es handelte sich um einen Protest gegen Ghandi der als nicht sehr liebenswürdiger Scherz aufgezogen war. Die Gegner Ghandis hatten nämlich einer Ziege — Ghandi wird stets von einer Ziege begleitet, deren Milch ihm zur Nahrung dient — eine Brille aufgesetzt und ein Lendentuch umgeschlungen, führten sie an der Spitze des Zuges und folgten mit Tafeln, die Schmähschriften auf den Mahatma enthielten. Als seine Jünger entrüstet dem Weisen diese Verhöhnung durch die Feinde mitteilten, hatte er nur ein mildes Lächeln und fuhr in seiner Auseinandersetzung über weise Lebensführung fort.

Kam Shakespeare nach Frankreich?

Der französische Gelehrte und Literaturhistoriker Mathias Marhardt legte der gelehrten Gesellschaft von Aquitanien eine Schrift vor, in der er den Nachweis unternahm, daß Shakespeare sich unbedingt in der französischen Stadt Nerac aufgehalten haben müsse. Im Schloß von Nerac hielt die Gattin des späteren Königs Heinrich IV., Marguerite von Valois, einen glänzenden Hof. Nach den Forschungen Marhardts beweisen einzelne von Shakespeares Schauspielen, vor allem „Verlorne Liebesmüh'", eine so genaue Kenntnis des Lebens und Treibens am Hofe der Marguerite von Valois, daß Shakespeare sie nur durch persönliche Anwesenheit in Nerac erworben haben konnte. Diese Auffassung begegnet nach dem „Daily Telegraph" ernsten Zweifeln bei den englischen Literaturhistorikern. Es heißt, daß Shakespeare seine Kenntnisse des Hofes Heinrich IV. einer nach England geflüchteten Hugenottenfamilie verdankt, die in seinem Hause wohnte.

Englische Fischgeschmäcker

Man ißt in England ungefähr fünfmal soviel Fisch wie in Deutschland In Deutschland etwa sechs Kilogramm pro Jahr, in England dagegen 20 bis 25 Kilogramm Eine offizielle Statistik in England gibt nun lehrreichen Aufschluß über die Geschmacksrichtungen des englischen Publikums. Während die deutsche Bevölkerung ziemlich einheitlich gewisse Fleischsorten bevorzugt, gibt es in England von altersher Gegenden, in denen ganz bestimmte Sorten überwiegend gegessen werden. So sind die Einwohner von Sheffield und den Midlands ganz besonders auf Seeaale versessen. London ist der größte Konsument von Schellfischen. Mönchsfische werden nach Frankreich exportiert. Liverpool ist der größte Käufer von Kabeljau. Die übrigen Fischarten werden ziemlich gleichmäßig im ganzen Lande gegessen.

Die Rekordkuh

Es hat die Allgäuer Kuh nicht schlafen lassen, daß eine kanadische Kuh — aus Allgäuer Zucht hervorgegangen, bitte! — den Rekord in der Milchlieferung halten sollte. 16 000 Kilogramm Milch ließ diese Kuh jenseits des Ozeans jährlich in die Kübel ihres Pflegers strömen — das mußte überboten werden. Allgäuer Kühe und Allgäuer Pfleger strengten sich an, es wurde geputzt, gefüttert, gefressen und siehe da — Agathe hat es geschafft! Agathe brachte es binnen 342 Tagen fertig, ihre Nebenbuhlerin aus dem Melkeimer zu heben, Agathe schaffte in dieser Zeit, in einem Jahr weniger 23 Tagen sogar 17 000 Kilogramm Milch . . . Die Ehre des Allgäu ist gerettet.

Postbeförderung mit Autogiroflugzeug

Das Londoner Generalpostamt hat mit einer besonderen Erlaubnis des englischen Luftfahrtministeriums zum ersten Male Versuche unternommen, um Postsäcke vom Dach des Hauptpostamtes nach dem Flugplatz Croyden zu befördern. Man hat dazu Autogiroflugzeuge eingestellt, weil diese allein imstande sind, senkrecht von den Dächern aufzusteigen. Kapitän R. A. C. Brie, der Pilot des Autogiroflugzeuges, hat das Experiment glücklich durchgeführt. Derartige Flugzeuge wurden auch bereits in London eingesetzt, um verkehrsregelnd einzugreifen.

Italien baut ein Buchmuseum

Als dieser Tage die italienischen Verleger eine Tagung abhielten, wurde der Versammlung bekannt gegeben, daß auf Mussolinis Anregung ein Museum des Buches begründet werden soll, das vor allem für würdige Unterbringung der italienischen Frühdrucke zu sorgen hätte. Auch die weitere Entwicklung des Buches — vor allem natürlich in Hinblick auf Italien — wäre Aufgabe dieses Museums, das chronologisch geordnet werden soll. Es soll damit ein schon lange benötigtes Zentrum für Bücherkundige geschaffen werden, die am kulturellen Fortschritt des äußeren Buches arbeiten wollen. Das neueste, was Italien auf dem Gebiet des Buches schuf, ist übrigens das Buch aus Blech, dessen unverwüstliche Seiten 0,2 Millimeter stark sind und das in Metall gebunden wird.

Europas ungekrönte Herrscher

Männer und Mächte, die im Verborgenen bleiben — Sie sind mächtiger als die Monarchen — Hängt das Schicksal von ihnen ab?

Vor dem Kriege waren die Monarchen mächtige Leute, mindestens glaubte die Welt, daß sie mächtig seien. Der Krieg hat das Gegenteil bewiesen, aber schon im Kriege und viel mehr noch in den folgenden Jahren bis heute haben die Völker erkennen müssen, daß die Hauptmänner der Rüstungs-, Finanz- und Oltrusts die eigentlichen Herrscher Europas sind. Diese Herrscher lieben es, im Dunkel zu bleiben.



Photos: Associated Preß, Keystone.

Eine der vielen großen Kanonen, mit denen die Heere der Großmächte Europas — außer Deutschland — ausgerüstet sind. Alle Kanonen werden in dem Vickers-Maxim-Schneider-Creusot-Konzern gebaut, der Europa und die Welt in ein Waffenlager verwandelt hat. Treibende Kraft dieses Konzerns ist (nebenstehend) Sir Basil Zaharoff.



Wer das Glück hat, in den Park des Schlosses Balincourt in Frankreich eindringen zu können — wahrscheinlich wird es keinem Sterblichen gelingen —, darf ein sich immer wiederholendes Bild sehen: auf den Parkwegen fährt, von zwei kräftigen Dienern geschoben, ein Rollstuhl. In diesem Rollstuhl sitzt ein Greis mit levantinischen Zügen, eisgrauem Bart und lebhaften, scharfen Augen. Etwa eine Stunde dauert die Rundfahrt, dann schieben die Diener den Wagen zur großen Freitreppe, tragen ihn die Stufen empor und verschwinden samt seinem Insassen im Schloß. Der Greis ist Sir Basil Zaharoff, einer der ungekrönten Könige Europas, wahrscheinlich der mächtigste und gefährlichste.

„The mystery man of Europe" — der mysteriöse Mann von Europa — nennen ihn die Engländer und Amerikaner, und diesen Namen verdankt der jetzt 84jährige griechisch-englische Milliardär und Rüstungsmagnat nicht nur seiner mysteriösen Herkunft, sondern auch seinen finanziellen und politischen Machenschaften. Verfolgen wir die Karriere dieses Mannes.

Zaharoff wird als Grieche in Konstantinopel geboren. Er ist dort Feuerwehrmann, später in Athen Angestellter und Kellner. Zaharoff ist ein Sprachgenie, er beherrscht zehn Sprachen. Schließlich liegt er stellungslos auf der Straße. Um diese Zeit bereist der englische Kanonenkönig Vickers den Balkan. In Athen kommt er mit seinem Englisch nicht weiter, und so wendet er sich an den Portier des Hotels um einen Dolmetscher. Der Portier empfiehlt seinen Verwandten — Basil Zaharoff! Vickers erkennt auf der weiteren Reise die Händlerfähigkeiten des Griechen, er bietet ihm einen Posten als Reisender für sein Rüstungsgeschäft an. So kommt Zaharoff nach Westeuropa. Vickers erkennt auch die Skrupellosigkeit seines einstigen Dolmetschers, und Zaharoff steigt im Konzern von Stufe zu Stufe. Auf einer Reise von Marseille nach Paris lernt er die Herzogin Villafranca de los Caballeros, geborene Prinzessin Bourbon, kennen. Die Herzogin lebt in unglücklicher Ehe. Sie interessiert sich für den Griechen, sagt ihm ihre Unterstützung bei Hofe zu, und wenige Monate später notiert das Vickers-Büro in London spanische Aufträge im Werte von mehr als 600 Millionen Mark. Vickers ist dankbar, er ernennt Zaharoff zum Generaldirektor.

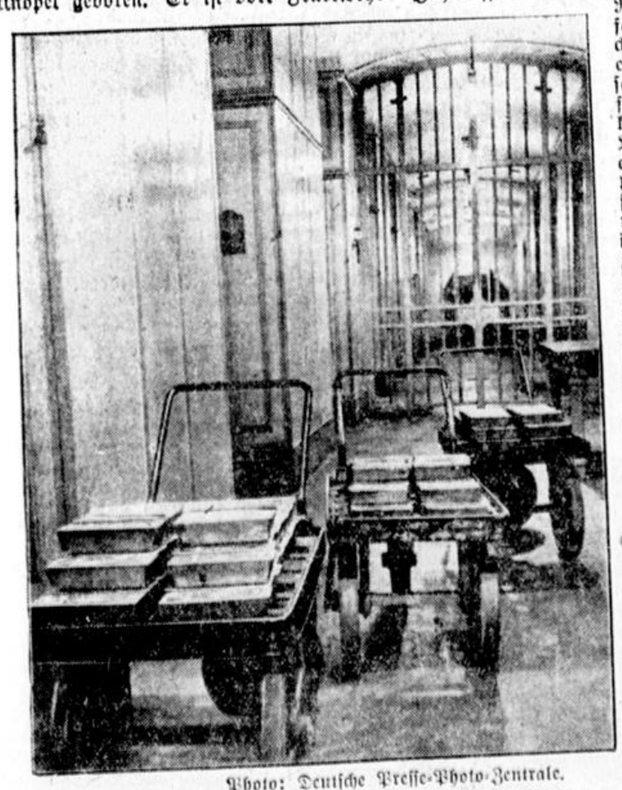


Photo: Deutsche Presse-Photo-Zentrale.

In den Gewölben der Bank von Frankreich häuft sich das Gold der Erde, ebenfalls ein ungekrönter Herrscher Europas.

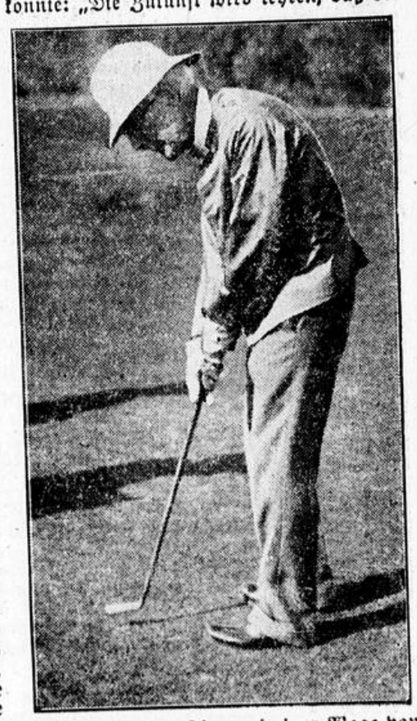
Der erste Abschnitt der Karriere des Griechen war abgeschlossen, der zweite beginnt: er wird der größte Rüstungsreisende der Welt. Politisch ist er persönlich nicht aktiv, dafür hat er seine Spitzel in allen Kabinetten. Ist er mitschuldig am Ausbruch des Weltkrieges? Wahrscheinlich! Die Rüstungsindustrie verdient am Weltkriege. Zaharoff wird reich, sehr reich. Eine Bank nach der anderen in Frankreich und England gerät unter seine Kontrolle. Zaharoff finanziert französische Propagandabüros und Zeitungen. Seine Macht wächst. Gehört er zu den treibenden Kräften in Versailles? Niemand weiß es, denn er bleibt im Dunkel.

Und es beginnt ein neuer Abschnitt im Leben Zaharoffs. Er wird Hauptaktionär der Vickers, AG. und damit einer der Hauptmänner des Konzerns Vickers-Marim-Schneider-Creusot, des größten Rüstungskonzerns aller Zeiten. Daß nach dem Kriege die Herzogin von Villafranca Witwe wird und ihren Freund Zaharoff heiratet, ist fast ein heiteres Zwischenspiel. Aber es kann nicht versöhnen, denn die gewaltigen Werke des europäischen Rüstungskonzerns bauen keine Kinderwiegen, sondern Tanks, Eisenbahngeschütze, Maschinengewehre, Granaten und andere Munition. Und dieses Geschäft floriert nur, wenn sich die Völker bekämpfen. Also, hat Zaharoff ein Interesse am Krieg, und entstehen auf sein Betreiben Kriege? Niemand weiß es. Niemand kann behaupten, daß Zaharoff die Abrüstung verhindert und daß auf sein Betreiben die englisch-französische Öl-Interessengemeinschaft gegründet wurde, die mit dem Rüstungskonzern Europa beherrscht.

Was bedeutet gegen diesen Herrscher der Besitzer der Schneider-Creusot-Werke, Eugéne Schneider? Gewiß, er ist neben Vickers der größte Lieferant von Kriegsmaterial, er ist Herr über Werften und Kohlengruben, Hüttenwerke und Eisenbergwerke in Frankreich und Spanien, in Österreich und Ungarn und der Tschechoslowakei. Ihm gehören die Skoda-Werke in Pilsen, gemeinsam mit Vickers gründete er eine Gesellschaft zur Fabrikation von Kriegsmaterial in Posen. Schneider-Creusot kontrolliert Banken in Frankreich und Polen und hat entscheidenden Einfluß in fast 300 Aktiengesellschaften. Seine Unternehmungen florieren nur, wenn die Völker Krieg führen, sein Einfluß ist groß, und er macht seinen Einfluß zugunsten seines Geschäfts geltend. Aber über ihm schwebt der Geist Zaharoffs, der mit nur wenigen seine Macht zu teilen braucht.



Zu diesen wenigen gehört Sir Henri W. A. Detering, in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein kleiner Angestellter in Amsterdam und heute britischer Sir und Sachwalter der in der Shell-Gruppe zusammengefaßten britischen Erdölinteressen. Es ist für Detering ehrend, daß Lord Curzon einst von ihm sagen konnte: „Die Zukunft wird lehren, daß die



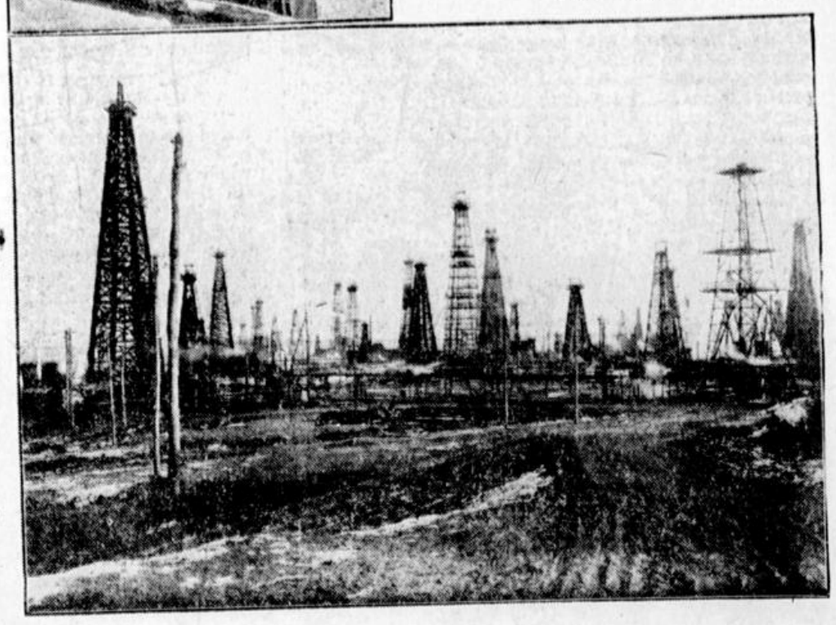
Verbündeten den Sieg auf einer Woge von Öl errungen haben." Deterings Einfluß auf die Politik in Europa ist überall spürbar, denn die Politik Großbritanniens, Rußlands und auch Frankreichs wird nicht in letzter Linie bestimmt von den Ölinteressen. Mehr als einmal — denken wir an die Konferenzen in San Remo, Genua, Lausanne, London und Genf — bestimmte das Öl die Entwicklung in Europa, und immer war Detering der Berater der englischen Regierung.

Diese ungekrönten und im Hintergrund verborgenen Herrscher, denen sich noch kleinere zugesellen (und unterordnen, wenn es sein muß), bestimmen das Schicksal der Völker Europas.

Kurt Winkler.

Der Kampf um das Öl entscheidet über das Schicksal der Völker. Sir H. W. A. Detering (im Bild mit Frau) ist ein ungekrönter König. J. D. Rockefeller (Bild oben), der skrupelloseste Kämpfer ums Öl, einst der reichste Mann der Welt, entsagte dem Kampfe und ist ein lebendes Beispiel dafür, wie man durch bescheidene Lebensführung gottgefällig und alt wird.

Photos (3): Associated Preß.





Bandit im Süden

Abenteuerroman von Edwin Demel

(10. Fortsetzung.)

Frederick Johnston hatte kein sicheres Ziel gewählt. Ihn bewegte die schmerzhafte Überzeugung, daß Alice mit jenem kalkgesichtigen Burschen, diesem Armistead, verlobt war. Und diese Überzeugung erweckte in ihm den Drang, mit möglichster Schnelligkeit Hunderte von Meilen zurückzulegen. Er wußte nicht, daß er verliebt war, und hätte jeden ausgelacht, der ihn beschuldigt hätte, es zu sein. Er wollte nach dem Süden — irgendwohin! Jedenfalls aber so weit, daß es keine Möglichkeit mehr gab, jemals im Leben mit Alice zusammenzukommen. Er machte sich keine Gedanken um seine Zukunft. Er dachte nicht an die Wirtschaftskrise und den damit verbundenen Arbeitsmangel. Ihm war es gleichgültig, was später werden sollte. An sein Ohr schlug nur der warme Klang einer Altstimme, die ihm köstlicher schien als alles, was er bisher gehört. Und bei aller Lebenserfahrung, wie sie ein weitgereister Mann besitzt, fiel es ihm doch nicht ein, an dem zu zweifeln, was ihm Armistead gesagt hatte. Er vertraute seinen Angaben und ritt fort nach Süden, nach dem Süden, den er sich als Wunderland vorstellte.

Die Hitze nahm zu. Unsicher und stolpernd wurde der Gang des Pferdes; es verfiel aus dem flotten Trab der Morgenstunden in den schwerfälligen Paß der Übermüdung. Frederick Johnston mußte aus dem Land der Träume in die Gegenwart zurückkehren. In eine abscheuliche Gegenwart, die ihre Daseinsberechtigung aufdringlich und roh geltend machte. Er hielt an und sah sich um. Nichts als Einsamkeit und traurige Öde. Hitzeflimmernde Luft über der Landschaft. Er tränkte das Pferd aus den mitgebrachten Schläuchen und entschlug sich des Wunsches, selbst zu trinken. Er begriff, daß seine Zukunft, sein Leben von der Ausdauer des Tieres abhing, das er vor allem anderen bei Kräften erhalten mußte. Und dann stieg er abermals in den Sattel, strebte aufs neue dem Süden zu.

Es ist in der Caroo ein Gebot der Notwendigkeit, während der Mittagsstunden zu rasten, um so dem tödlichen Sonnenbrande die Wirksamkeit zu nehmen. Und Frederick Johnstons Absicht war dies ursprünglich gewesen. Doch fiebernde Unrast ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Kaum zwei Stunden brachte er im spärlichen Schatten der Mopanebäume zu, dann machte er sich wieder auf. Er wollte die Meilen fressen, der Erde gewaltsam Raum abgewinnen.

Und während er so dahinjagte, fiel es ihm auf, daß die Hitze ständig zunahm. Das nahm ihn wunder, da es bereits Nachmittag war und er sich in einer Zeit befand, in welcher sich sonst eine lindernde Brise, vom Westen herüberstreichend, geltend machte. Es hätte eigentlich eine Milderung der Temperatur eintreten sollen. Dies war jedoch nicht der Fall. Es wurde vielmehr heißer und heißer. Die Schwüle machte sich in einem solchen Maße geltend, daß das Pferd in einen Erschöpfungszustand versank und im stolpernden Zockeltrab kaum von der Stelle kam.

Frederick Johnston erkannte die Unmöglichkeit, sich selbst und dem Pferde weitere Anstrengungen zuzumuten. Die Notwendigkeit, eine längere Rast einzuschieben und das Nachlassen der Hitze abzuwarten, lag auf der Hand.

Auf einer freien, aus Granit und Gneis bestehenden und vom Sande weniger bedeckten Bodenschwelle machte er halt und stieg aus dem Sattel. Er befreite das Pferd von dem Gepäck und ließ es frei, was sich immerhin gefährlicher anhört, als es in Wirklichkeit ist. Das Pferd wird sich inmitten einer solchen Einöde, wie sie die Kalahari vorstellt, nicht vom Reiter entfernen, mag da kommen was will. Es sieht in ihm den einzigen Schutz, den es gibt, und fühlt sich nur in seiner Gesellschaft den Gefahren gewachsen, die inmitten der Einöde jedes Lebewesen bedrohen.

Frederick Johnston streckte sich am Boden aus und blinzelte in die Sonne. Aus Furcht, die Vorräte zu erschöpfen, vermied er es, einen Trunk zu tun, obgleich er ihn notwendig brauchte. Essen konnte er beim besten Willen nichts, die Sonne hatte ihm den Appetit verschlagen. So lag er in einem absonderlichen Dämmerzustand zwischen Wachen und Träumen am glühenden Boden und merkte kaum, wie die Zeit verrann.

Inzwischen hatte sich der Himmel ganz auffällig verfärbt. Er wurde schwefelgelb, und die Sonne stand auf ihm wie eine matte Glasscheibe, jeden Glanzes bar. Das Blau des Firmaments war vollkommen gewichen, obgleich sich keine Wolke sehen ließ. Dazu noch die in dieser Tageszeit ungewöhnliche Hitze.

Dies alles fiel Frederick Johnston auf, als er endlich das Bleigewicht auf ihm lastender Müdigkeit abschüttelte und sich erhob, um Umschau zu halten. Er wurde unruhig und das um so mehr, als er sein Pferd beobachtete, das ängstlich mit den Hufen stampfte und ein dumpfes Wiehern in die Einsamkeit hinausschickte. Er wußte nicht, woran er war. Rein mechanisch zog er das Messer und schlug mehrere der verkrüppelten Stämmchen um. Er redete sich ein, dies geschehe zwecks Freimachung des Gesichtsfeldes. In Wirklichkeit handelte er unter dem Druck eines inneren, unerklärlichen Zwanges.

Wie aus unendlicher Ferne kommend, unterbrach ein feines Klingen von sonderbarer Schärfe die brütende Nachmittagsstille. Der Himmel wurde düster, obgleich sich noch immer keine Wolke sehen ließ. Die Sonnenscheibe verschwand hinter einem Nebelschleier, der sich am Horizont emporrichtete. Das Gelb des Himmels vertiefte sich und verwandelte sich im Norden, wo er an die Erde zu stoßen schien, in ein fahles Braun, ein solches Braun, wie man es bei den Herbstblättern des nordischen Buchenwaldes beobachten kann. Die Luft klirrte, und hoch oben kreiste ein einsamer Geier und stieß einige kreischende, unheilkündende Schreie aus.

Frederick Johnston erblaßte. Er wußte nicht, was diese sonderbaren Naturerscheinungen zu bedeuten hatten, aber er wußte, daß sie nichts Gutes ankündigten. Alles Außergewöhnliche bringt in der Caroo das Verderben mit sich. Wer hätte es dem unerfahrenen Beamten von Madison & Sons erzählen können, daß es sich um einen jener Wirbelstürme handelte, die in der Wüste nicht gerade selten sind und die Tod und Verderben mit sich führen? Johnston wußte das nicht, doch er fürchtete sich. Eisiger Schreck kroch in ihm hoch, sein Gesicht wurde aschgrau. Er sah, wie sich das Pferd, dem untrüglichen Instinkt gehorchend, im Schutze der Bodenschwelle niederwarf, und rein mechanisch folgte er diesem Beispiele, sich dicht an den Körper des Tieres schmiegend.

Stieren Auges beobachtete Johnston die braune Schleierwolke, die sich im Norden immer weiter ausbreitete und selbst dem Auge des Laien auffallen mußte. Er sah, wie der Staub der Steppe in eine seltsame Unruhe geriet, wie er gleich dem Wasser Wellen schlug, hin- und herwallte. Und doch war kein Lufthauch zu verspüren. Dann bildete sich in ziemlicher Ferne eine ganz kleine Mulde, aus der wirbelnd der Sand emporstrebte und die charakteristische Form einer Windhose annahm. Sie war unten ganz dünn, tanzte gespenstisch am Boden hin und her, schien nicht recht zu wissen, wohin sie sich wenden sollte und nahm auch nach oben hin an Umfang ständig zu. Das geschah alles sehr schnell, binnen weniger Sekunden. Immer mehr und mehr entfaltete sie sich, wuchs und stieg zum Himmel empor, um endlich in seinem einförmigen Braun zu verschwimmen. Überall entstanden erst kleine, dann immer größere Windhosen, allerdings noch so weit von Frederick Johnstons Standort entfernt, daß er die Strecke, die ihn von diesen Gebilden trennte, auf eine gute Meile schätzte.

Und dann zog es aus der Ferner heran, scheinbar langsam, in Wirklichkeit aber mit rasender Schnelligkeit. Eine Windhose die der Zyklon gebildet hatte und deren ungeheuerliche Formen alles Dagewesene übertrafen. Das schmale, am Boden kreisende Fußende hatte allein einen beispiellosen Durchmesser, und die oberen Enden verschwanden im Nichts des düsteren Himmels. Alles furchtbar grau. Inmitten dieser kreisenden Erscheinung tanzten dunkle, nicht zu unterscheidende Gegenstände im tollen Wirbel um die eigene Achse. Mopanestämmchen und alles das, was der Zyklon am Wege in sich aufgesogen, führte da einen Höllentanz auf. Immer größer wurde die Windhose, immer näher kam sie, und ihr schlossen sich alle die kleinen Trichter an, die sich auf der Ebene gebildet hatten. Das helle Singen der erhitzten Luft wurde zu einem betäubenden Brausen, das gleich den Posaunen des Jüngsten Gerichtes verderbenbringend an Johnstons Ohr schlug. Das heulte, sang und kreischte wie mit tausend teuflischen Zungen und doch war noch kein Windstoß herangelangt. Aber das Verderben näherte sich mit Riesenschritten.

Frederick Johnston hatte sich zwischen den Beinen seines Pferdes wie ein Igel zusammengerollt. Er fühlte das Zittern des Tierkörpers und schloß innerlich mit dem Leben ab. Er erhoffte nichts mehr vom Leben, befürchtete vielmehr, dieses in den nächsten Minuten einzubüßen.

Mit einem ohrenbetäubenden Schmettern, Heulen, Fauchen und Klirren brach der Zyklon über ihn her und deckte ihn im Augenblick mit einer Schicht feinen Sandes zu, deren Mächtigkeit er mit einer letzten Geistesreaung auf mindestens einen Meter schätzte. Staub drang ihm in Nase, Mund, Augen und Ohren, hinderte ihn zu hören oder auch nur zu sehen. Dann schwand ihm für einen Augenblick die Besinnung, aber auch nur für einen Augenblick, denn die Glutbitze im Gefolge des Zyklons stachelte alle Lebensgeister aufs neue an.

Angespornt vom Selbsterhaltungstrieb, machte Johnston eine verzweifelte Anstrengung, sich zu befreien. Und siehe da, es gelang! Er arbeitete sich, wenngleich unter vielen Schwierigkeiten, aus dem Sande heraus. Und was er da sah, erfüllte ihn mit ebensoviel Staunen wie Erleichterung. Die furchtbare Windhose war vorübergezogen. Nur die fußhohen Sandhaufen, die sich um das Bollwerk des schützenden Pferdekörpers gebildet hatten, verrieten ihm, daß er nicht geträumt hatte. Und das Pferd sprang pustend auf die Beine, schüttelte sich und schnaubte vergnügt durch die weitgeöffneten Nüstern.

Ein Blick nach rückwärts zeigte Johnston die Windhose, in bedeutender Entfernung dahinziehend. Die Gefahr war vorüber, er war mit knapper Not dem schrecklichen Schicksal des Erstickwerdens entgangen. Er begriff, daß ihn der Zyklon nur gestreift hatte und daß die Windhose abseits seines Standortes weitergetanzt war. Nur der vom Sturm nachgeführte Sand hatte sich an der Bodenschwelle gebrochen und an den beiden Lebewesen abgelagert. Und obgleich ihm eigentlich nicht sehr danach zumute war, machte sich Johnston doch zuallererst auf die Suche nach dem Pfad der Windhose. Er fand ihn binnen weniger Minuten. Kaum zweihundert Yards von der Bodenschwelle entfernt war sie dahingezogen. Eine kleine Strecke hatte ihn vom Tode getrennt.

Frederick Johnston verspürte den erlittenen Schreck in allen Gliedern und hatte keine Lust, länger hierzubleiben. Er reinigte das Pferd und sattelte es. Er gab ihm eine schmale Ration Wasser und es machte ihm wenig Freude, zu entdecken, daß der Vorrat bald zu Ende sein würde. Schon quälte ihn ein brennender Durst, den zu stillen er sich versagen mußte. Es gab nur eine Möglichkeit, sich aller Gefahren zu entledigen: Nach Süden!

Und Johnston brach auf, das Gesicht dem verheißungsvollen Süden zugewandt.

14.

Der schrecklichste Ritt in Frederick Johnstons Leben begann mit seinem Aufbruch von der Bodenschwelle, in deren Schutz er dem Zyklon getrotzt hatte.

Als Wegweiser diente ihm nur die unbarmherzig niederstrahlende Sonne, die sich bereits ihrem Untergange näherte. Keine andere Orientierungsmöglichkeit gibt es in der pfadlosen Wüste, in der das Auge des Unerfahrenen niemals Unterscheidungsmerkmale entdeckt. Mopanestämme und Termitenbauten gleichen einander wie ein Ei dem anderen.

Weit und breit nichts als flacher Boden, bedeckt mit rotbraunem Staube, wanderndem Sand und gruppenweise wuchernden Mopanebäumen, vermischt mit Termitenhügeln. Die Hitze, hervorgerufen durch das Ausbleiben der Nachmittagsbrise und die aus dem heißen Sande strömende Glut, war entsetzlich geworden. Keine Spur eines Lebewesens ließ sich blicken.

Frederick Johnston hing apathisch im Sattel und starrte immerwährend geradeaus, ohne zu wissen, was er erhoffte, was er sich wünschte, aus der Wüste hervorwachsen zu sehen. Er dachte nicht mehr. Durst folterte ihn bis zur Unerträglichkeit. Und doch gönnte er sich keinen Schluck — alles mußte dem Pferde bleiben, diesem Hoffnungsanker in der Caroo.

Als Johnston es nicht mehr aushalten konnte, stieg er aus dem Sattel und schlug einige stärkere Mopanebüsche um, die, wie er wohl wußte, die Feuchtigkeit lange hielten. Er hatte sich jedoch getäuscht. Der heiße Wind hatte sie völlig ausgetrocknet. Mit trostloser Miene kletterte er wieder in den Sattel und fluchte mit schmerzender Zunge vor sich hin. Er verwünschte den Einfall, der ihn veranlaßt hatte, alle Verbindungen mit der Zivilisation abzubrechen und sich außerhalb der Gesetze zu stellen.

Er ritt und ritt durch diese grauenvolle Wüste. Er gab sich nicht mehr die Mühe, die Richtung einzuhalten; das erschien ihm so unwesentlich in Anbetracht des unabwandelbaren Verderbens, das die Geierkrallen nach ihm ausstreckte. Die Sonne stand bald vor ihm, bald beschien sie ihn von der Seite oder von hinten. Er merkte, daß er in die Irre ritt, legte aber keinen Wert darauf, da er wohl wußte, welches Schicksal seiner harrte, wenn nicht ein gnädiges Geschick waltete: der qualvolle Tod des Verdurstens inmitten eines Landes, das kein Erbarmen kennt und das nur selten eines Weißen Fuß betritt.

Und dann senkte sich die Nacht hernieder.

Sie kam schnell und leise und machte dem sinnlosen Ritt ein Ende. Es blieb Johnston nichts anderes übrig, als anzuhalten und abzusitzen. Es fehlte nämlich in den ersten Nachtstunden der Mondschein, und in der Dunkelheit, wo jede Orientierungsmöglichkeit mangelte, konnte er an ein Weiterreiten nicht denken. Er wäre in Gegenden geraten, vor denen ihm trotz seiner Mutlosigkeit graute und aus denen er sich nie mehr hätte retten können.

Es war eine schauerliche Nacht, die Frederick Johnston inmitten der Kalahari verbrachte.

Ringsumher lasteten Totenstille und greifbare Dunkelheit. Kein Lebewesen rührte sich, es schien, als habe der Zyklon alle Geschöpfe mit sich genommen. Und die Einsamkeit sprach mit tausend Zungen auf den Wanderer ein, mit Zungen, die den Wahnsinn weckten und nährten. Qualen der Hölle erwachten in den Stunden, die der Ruhe gewidmet werden sollten. Brennender Durst peinigte den Mann, der abwechselnd fluchte und betete. Das Hirn fieberte vor Anstrengung und Furcht. Das Herz pochte mit unregelmäßigen Schlägen und so laut, daß man den Rhythmus verfolgen konnte. Ein grauenhafter Zustand!

Der Hunger, der tagsüber vor dem Durste geschwiegen hatte, machte sich jetzt geltend. Johnston aß von den Vorräten, die er mitgenommen hatte. Er verlor alles Anstandsgefühl, das den Gentleman auch dann nicht verläßt, wenn er allein ist. Er schmatzte und kaute in tierhaft gieriger Weise, nur bestrebt, den bisher zurückgedrängten Hunger zu befriedigen. Aber es ist nicht ganz leicht, zu essen, wenn die angeschwollene Zunge und die eingetrockneten Speicheldrüsen den Dienst versagen.

Bald stellte sich der Durst aufs neue ein, er wurde immer brennender; er ließ den Gaumen austrocknen und die Zunge verdorren. Es war Johnston, als hätte er Sand im Munde.

Die Nacht verging unendlich langsam, denn er konnte keine halbe Stunde schlafen. Endlich kam der Morgen und zeigte ihm den unendlich niederdrückenden Anblick der trostlos einförmigen Kalahari.

(Fortsetzung folgt.)

Unpolitische Chronik

Neuß, 7. April 1935

Die Pforten vor Ostern.

Das sind eine Menge von Ereignissen, die wir dieser Tage einzeln schon registrierten, die aber zusammen doch die Melodie dieser Woche ausmachen, die sich schon stark auf Ostern zuneigt.

Es war Schulentlassung, es gab Ferien, aber auch Zeugnisse, ein Zusatz, der oft das Glück der Osterferien zu trüben imstande ist, wenn man gerade zu denen gehört, die das „Ziel der Klasse nicht erreicht" haben. Das ist schmerzlich nicht nur für den Deliquenten, und das ist an sich sicher kein Grund zum Scherzen oder zur Anbringung nur trostvoller Worte. Es gibt dafür so mannigfache Begründungen und Entschuldigungen, Belastungen und Entlastungen, daß man die Hintergebliebenen wirklich mit dem besten Willen nicht in einen Topf werfen kann. Bleizuoft ist das Schicksal des „schlechten" Schülers schon die Ursache für ernste Zusammenhänge gewesen, und viel zu gut weiß man, wie sehr auch das Glück der Eltern (nicht ihre „Stimmung") dadurch beeinträchtigt worden ist.

Alle zusammen aber können die, die klebengeblieben sind, sich daran trösten, daß auch mittelmäßige Schüler, die ihre Schwierigkeiten mit den großen und kleinen Tücken der Schule haben oder gehabt haben, im Leben ihren Mann stellen können, wenn sie auf den rechten Platz gestellt werden, und wenn die Eltern den richtigen Blick für die wirkliche Begabung des Kindes zu erkennen sich bemühen. Die Frage, was aus dem Kinde werden soll, läßt sich natürlich nicht mit einer oberflächlichen Behandlung klären; es gehören das verständnisvolle Herz der Mutter und der kluge Blick und Rat des Vaters dazu, in dem entscheidenden Moment, der für viele just in die Vorosterzeit fällt, das Richtige und Entscheidende zu tun.

Für viele haben sich die Schulpforten für immer geschlossen; Zeus-Zenzes sagte uns früher in der nicht immer angenehmen österlichen „Gläubiger-Versammlung" in der Aula des Gymnasiums oft genug ermunternde, tadelnde und ernste Worte, indem er vom „Hafen der Schule" und vom „bewegten Meere des Lebens" sprach. Wir waren damals durch unsere Jugend berechtigt, über diese sich vielleicht zu oft wiederholenden Worte naseweis zu lächeln; aber der Jupiter-tonans des chemals königlichen Gymnasiums hatte schon recht, wenn er nie und niemals ein besseres Bild für diesen Vorgang des Fortgehens von der Schule finden wollte; wie „bewegt" das Leben ist, und wie „sorglos" es sich im Hafen der Schule leben läßt, das haben wir meistens erst viel später erfahren; und dann haben wir nicht mehr naseweis gelächelt, sondern mehr mit Wehmut, aus der dann eine stille und herzliche Liebe zu unseren alten Lehrern kam, deren man sich später nicht mehr schämte.

Damals war es auch noch große Mode, daß man dem Lehrer zu Ostern oder zu den anderen hohen Tagen des Jahres eine Glückwunschkarte schrieb; darunter stand dann „Ihr dankbarer Schüler Soundso". Das war damals eine Phrase, weil man wirklich noch nichts von dem Dank wußte, wenn man den Lehrer als einen „festangestellten Quälgeist" empfand. Heute, wenn man so seine eigenen Gedanken über das Glück des friedlichen Hafens der Schule hat, dann unterstreicht man dieses „Ihr dankbarer Schüler" noch manchmal im Stillen und leistet Abbitte für so manches jugendliches Abtun des einen oder anderen „Magisters", der es so gut mit uns meinte, ohne daß wir das recht verstanden oder geschätzt hätten.

Aber der Chronist fürchtet, daß er gleich noch anfängt zu weinen, wenn er noch weiter von den Osterterminen spricht; er will nur im Vorübergehen feststellen, daß es österliche Vorzeichen sind, wenn auch der Schnee des letzten Wochenendes noch einmal so tat, als könne der Winter noch Rechte geltend machen. Aber dieser Schnee fiel auf schon blühende Bäume und Sträucher, und die Sonne war stark genug, schnell den späten Winterspuk wieder zu annullieren. Es war ein eigenartiges Bild, das sich da im Stadtgarten und in den Gärten bot, aber es schreckte nicht; wir vertrauen dafür zu sehr dem Kalender und der Ordnung in der Natur.

In 14 Tagen ist Ostern; es sind späte Ostern in diesem Jahre, recht, um ein wahres Auferstehungsfest auch in der Natur zu werden.

* * *

Eine alte Wunde.

Gelegentlich ertappen wir uns immer noch dabei, wie wir, wenn wir an der Hauptpost vorüberkommen, einen Blick auf die Stelle werfen, wo früher einmal über der alten Tür, die große Uhr hing. Unsere Tränen wegen dieser entschwundenen und so schmerzlich immer noch vermißten Uhr sind versiecht; aber wir pflegen und kultivieren die schmerzvolle Erinnerung an sie doch sehr ehrlich und sehr nachdrücklich, indem wir so ziemlich jedes Jahr, wenn wir gerade einmal nichts Besseres zu vermelden haben, an sie erinnern, also eine Art von Jahrgedächtnis feiern. Wenn ich richtig gelesen habe, dann haben wir in diesen Tagen einen neuen Postdirektor nach Neuß bekommen, und deswegen wollen wir in diesem Jahre das Jahrgedächtnis an die alte Postuhr um rund einen Monat vorverlegen, indem wir diesen Spezial- und Herzenswunsch dem neuen Herrscher über die Neußer Post als eine Art von Begrüßungsgabe auf die Treppe legen; sicher wird er zunächst allerlei Sorgen und Absichten haben, ehe er sich mit diesen sicherlich nebensächlichen Dingen beschäftigt. Aber da es nun einmal die kleinen Nebensächlichkeiten sind, die das Leben zuweilen so hübsch schmücken, und verzieren, so sind wir eben in bezug auf die Post so hartnäckig, wie nur eben möglich. Wir wollen eben unsere Postuhr wiederhaben, und wenn wir sie gelegentlich einmal von einem konservativen Neußer stiften lassen! Diese Uhr war uns ein Freund und wir entbehren ihn heftig. Nicht etwa, weil die Neußer Rendezvous früher immer für „wir treffen uns an der Post um soundsoviel Uhr!" festgemacht wurden, und weil man dann so schön kontrollieren konnte, wieviel der weibliche Teil zu spät kam, sondern, weil überhaupt diese Postuhr eine Art von Regulierung des gesamten Neußer Lebens war. An ihr sahen — früher — die hohen Herren des Rathauses, wieviel sie über das mögliche Maß hinaus zu spät kamen, an ihr sahen die Kinder, ob sie zeitig in die Schule oder in die Kirche kamen, an ihr sahen die in die Industrie oder Wirtschaft strebenden arbeitenden Männer, ob sie langsam oder schnell gehen mußten, und viele andere sahen darauf überhaupt, einfach, wieviel Uhr es war, Maßstab des Behagens oder Unbehagens, der Freude oder des Mißbehagens, Impuls für Puls und Gesichtsfarbe, — Gott, nein, was so eine Uhr doch allerhand ist, nicht wahr?

Also wir begrüßen den neuen Beherrscher der Post mit unserer alten Bitte, daß wir unsere Postuhr wieder haben wollen; schon einmal hat der Volkswitz einen alten Wecker dahin postiert, wo die Uhr früher war, eine leise, freundliche Mahnung. Aber sie wurde nicht verstanden; es wird an Mitteln fehlen, nicht wahr? Die Post wird andere Sorgen haben, muß man annehmen. Aber was bedeutet eine lumpige Uhr, und wenn die noch so groß wäre, für eine Einrichtung, wie die deutsche Reichspost es ist. Eine Bagatelle doch ganz sicher. Also: gebt uns die Postuhr wieder. Wir entbehren sie immer noch, obwohl sie schon Jahre lang nicht mehr da ist.

Da wir übrigens gerade von Post und Uhr sprechen, so stellen wir ebenfalls bescheiden fest, daß in der Hauptpost die große Uhr ganz sicher an der falschen Wand hängt; wenigstens hat man das Gefühl, wenn man sie sieht oder sucht. Aber dieses Urteil wollen wir den „Konsumenten" überlassen, von denen einer mich auf den Mangel aufmerksam machte.

* * *

Ein freundliches „Pyanduu".

Im Neußer Finanzamt wird durch Aushang bekanntgemacht, daß irgend jemand einen Brief ohne Adresse und ohne Beischreiben in den Briefkasten des Finanzamtes geworfen hat, in dem schlicht und einfach ein 50-Mark-Schein eingepackt war. Vor so einem Aushang bleibt einem der Atem fort; der Chronist aber kann sich einen solchen Aushang nicht entgehen lassen, ohne darüber einige mehr oder minder geistvolle Bemerkungen gemacht zu haben.

Auf dem Aushang steht schlicht und einfach vermerkt, daß derjenige, der auf die 50 Mark Anspruch nachweisen kann, sich beim Finanzamt melden soll. Er wird es nicht tun, wenn ich mich nicht irre; denn der „Spender" wollte doch sicher diese 50 Emm los sein; sie bedrückten ihn wahrscheinlich, und man ist geneigt, anzunehmen, daß diese 50 Mark eine Art von „a-Conto Zahlung" sind. Vielleicht bringt der ungenannt sein wollende Spender so nach und nach noch mehr zum Finanzamt; es wird ihn die Reue plagen, der Wunsch zur Wiedergutmachung, vielleicht auch der Wille, dem Staat eine Spende zukommen zu lassen, zum beliebigen Gebrauch. Vielleicht aber hat der „Spender" auch gelegentlich einmal an der Finanzkasse — das könnte ja vor Jahren gewesen sein! — 50 Mark zuviel herausbekommen, oder er hat irrtümlich einmal 50 Mark zu wenig bezahlt?

Dieser 50-Mark-Schein ist von Ungewißheit umwittert, von tausend Möglichkeiten der Kombinationskunst, wenn man Zeit dafür hat. In jedem Falle ist er aber doch ein Beweis dafür, daß es noch ehrliche Leute gibt, wenn man auch über die Art solcher „Reparationszahlung" verschiedener Meinung sein kann.

Ich stelle mir vor, wie dieser 50-Mark-Schein gesondert und in seinem ursprünglichen Briefumschlag in der Finanzkasse im Tresor oder gar bei der Reichsbank einen besonderen ehrenvollen Platz innehat; er muß warten, bis sich das Geheimnis um ihn vielleicht einmal lüftet. Wahrscheinlich wird es sich ja nicht lüften, vielmehr wandelt der freundliche Spender, von Gewissensqual und dem Zwang zur Wiedergutmachung befreit, fröhlich und guter Dinge unter uns, und er wird wahrscheinlich sogar zufrieden lächeln, wenn er liest, daß sein 50-Mark-Schein dem Finanzamt und uns Kopfschmerzen macht, von denen er befreit ist, seitdem er, schlicht und ein wenig erregt, dieses Zeugnis guten Willens in den Kasten warf, aus dem er keine Wiederkehr haben will.

* * *

Alle Kanaillen!

In Paris hat die Versteigerung der Bibliothek Louis Barthous begonnen, in der u. a. zahlreiche interessante Dokumente aus dem Weltkrieg und aus der Nachkriegszeit enthalten sind. Es ist von besonderem Reize, feststellen zu können, daß heute diese Reliquien aus erster Hand Altertumswert erhalten haben. Die Patina der Geschichte nagt an ihnen ziemlich heftig: und das kaum anderthalb Jahrzehnte nach ihrer Geburt. Es ist, als ob schlechte Fälscher sich befleißigt hätten, Schund statt Kunst in die Welt zu setzen. Man hat nur eine kurze Zeit gebraucht, um sich über den Unwert ihrer Erzeugnisse klar zu werden.

Louis Barthou war einer von denjenigen, die sich mit Fleiß bemüht haben, den Versailler Leichnam zu galvanisieren. Und gerade deshalb ist es interessant, daß heute sein Besitz an jenen Dokumenten in alle Winde geht, Dokumente, die eine unrühmliche Geschichte des Hasses und des Vernichtungswillens darstellen.

Der Nachlaß birgt als Prunkstück eines der seltenen Originale des Versailler Vertrages, das nach Anweisungen der französischen Regierung in grünes Maroquin gebunden wurde, um der staunenden Nachwelt recht lange erhalten zu bleiben. Man darf gespannt sein zu erfahren, was dafür geboten sein wird, wenn der Hammer des Auktionators zum dritten Male niederfällt.

Daneben werden handgeschriebene Befehle französischer Heerführer preiswert zu haben sein. Joffres „Ordre a l'Armee" vor der Marneschlacht 1914, der Armeebefehl Fochs vom März 1918, aus dem die ganze verderbendrohende Gefahr zu ersehen ist, in der die alliierten Heere schwebten, als Deutschland zum letzten Male zur Offensive schritt. Und dann Petains Tagesbefehl, der den Abschluß des Waffenstillstandes und damit den Beginn der Drangsalierung Deutschlands bekannt gab.

Präsident Poincaré ist mit dem Original seiner Rede vertreten, die er bei Eröffnung der „Friedens"-Verhandlungen gehalten hat, jene Rede, die man den Franzosen immer wieder vorlesen müßte, wenn man sie von der „Ritterlichkeit" und der „Friedensliebe" der Grande Nation sprechen hört.

Das sind nur einige wenige Rosinen aus einem großen und für den Raritätensammler zweifellos schmackhaften Kuchen. Für uns Deutsche haben diese Dokumente allerdings vor allem nur noch den Wert von sehr achtbaren Reliquien einer vergangenen Epoche. Es sind Denkmäler eines zähen Fanatismus, der sich in der Verteidigung hervorragend bewährt hat, der aber als aktivistisches Element in unsere heutige Zeit wenig passen will.

* * *

Allzuernstlos klingt Lachen.

Da der unpolitische Chronist sich auch in diesem Jahre einen bescheidenen Aprilscherz erlaubt hat, so muß er ihn auch an der gleichen Stelle wieder gutmachen. Es wurde schon am Dienstag in der NGZ widerrufen, daß es nicht stimmte, was der unpolitische Chronist von der ausgerechnet am 1. April geplanten Eröffnung des Neußer Wildparkes sagte; wir müssen uns damit noch eine kleine Zeit lang gedulden. Einer unser Leser schrieb einen Brief zu diesem leicht greifbaren Aprilscherz:

„Lieber Herr Diaz!
Natürlich und wahrscheinlich ist auf Deinen „April" kein Mensch hereingefallen; das war zu dick aufgetragen. Dafür sind die Leute doch heute wohl zu schlau, um auf so eine Sache auf den Leim zu kriechen... usw.....

Der Chronist freut sich direkt, daß keiner auf unsere Aprilscherze hereingefallen ist; denn Aprilscherze sollen nach Möglichkeit keinen Schaden anrichten, wie etwa im vorigen Jahr, da wir einen saugroben Brief eines Sanguinikers bekamen, der unbedingt die eingebrachte Giraffe, die wir damals im Stadtgarten photographiert hatten — wenigstens sah es so aus! — bewundern wollte. „Glauben Sie, daß ich meine Zeit gestohlen habe?" schrieb er in einem bemerkenswerten Zorn.

Es gibt nämlich Leute, die keinen Sinn für einen kleinen (April-)Scherz haben, und die sich mit großem Getöse ein Bein ausreißen, wenn sie einmal hinter das Licht geführt werden. Wir sind direkt stolz darauf, daß auf unsere diesjährige Aprilscherze keiner hereingefallen ist, und wir registrieren das als ein Zeichen besonderer Intelligenz unserer Leser. Trotzdem dies nun so ist, wollen wir doch an der alten Neußer Tradition festhalten, wenn wir auch keinen greifbaren Erfolg damit gehabt haben, und wir wollen uns im nächsten Jahre einmal auf der Redaktion bemühen, doch einmal wenigstens einen Schatten jener Zeit heraufzuführen, da man in Neuß herdenweise auf solche Sachen hereinfiel, damals, als man sich am Hafen billige Aepfel und Apfelsinen holen wollte, billigen Wein im Gesellenhaus, oder leere Blechbüchsen anbringen gegen verhältnismäßig hohe Bezahlung.

Diaz.

*



(Deutsches Nachrichtenbüro.)

14 000 Kinder suchen 70 000 Eier.
Ein Bild von der Osterüberraschung, die die NS-Frauenschaft 14 000 Berliner Kindern bereitete. 70 000 gekochte bunte Eier mußten auf 30 Plätzen und Grünanlagen gesucht werden.

Die Luft, das Fräulein und die Ehre.

Skizze von
Waldemar Augustiny

Als der Hamburger Reeder Edmund Petersen seinen gewohnten Morgenweg an der Alster antrat, schien ihm die Welt merkwürdig verändert. So glaubte er nie die Luft, die von vielen Gärten gespeist war, genossen zu haben, und das Spiel der Möwen, deren Schwingen im Werden aufblitzten, dünkte ihn ein unerhörtes Schauspiel. Er konnte der Versuchung, sich auf eine Bank niederzusetzen, die den Blick auf die Stadttürme erlaubte, nicht widerstehen. Einen Augenblick nur, hatte er sich vorgenommen, denn geradezu leichtsinnig mit der Zeit umzugehen, erschien ihm doch bedenklich. Schon wollte er sich zum Weitergehen anschicken, als er durch das aufgeregte Geschrei eines Vogels festgehalten wurde. Ehe er sich umzublicken brauchte, kam eine Elster mit einem Flügel heftig schlagend, auf ihn zugestürzt und sank gerade zwischen seinen Füßen nieder. Behutsam schob der Reeder die Füße beiseite und stand auf. Da erblickte er den Grund der aufgeregten Flucht: Auf dem blassen, winterlichen Rasen lag eine Katze, die grünen Augen starr auf den Vogel gerichtet.

Dem Reeder wurde es offenbar, daß eine Kreatur seines Schutzes bedurfte. Er bückte sich also, das Tier zu nehmen. Leicht war es nicht, aber schließlich bekam er es doch zwischen die hohlen Hände und hob es empor. Erschrocken fühlte er das kleine Herz gegen die Brustwände hämmern, der ganze Leib war ein Zittern, und einmal, als die Hände sich lockerten, schlug der gesunde Flügel wild durch die Luft. Aber als nun gar nichts geschah, die Hände leicht und warm den Körper umfingen, drehte das Tier den Kopf, schielte nach oben, und sein Schreien klang gar nicht mehr scheu.

Beglückt zog der Reeder mit seinem Schützling davon, obwohl er selbst in seiner Junggesellen-Wohnung nichts mit dem Tiere anzufangen wußte. So langte er, die Hände über dem Leib zu einem Gefäß geschlossen, in seinem Büro an, ohne daß ihm sein gänzlich unalltäglicher Aufzug zum Bewußtsein kam. Es fehlte nicht viel, und er hätte den Vogel in einer Ecke abgesetzt und sich in die Arbeit gestürzt, wenn nicht, ja wenn Fräulein Christiani nicht gewesen wäre.

Agnes Christiani, die Sekretärin, stand wie allmorgendlich am Schreibtisch des Chefs und ordnete die Frühpost nach den einzelnen Abteilungen. Sie war ein großes, blondes Mädchen aus dem Holsteinischen, gut gewachsen, in ihren Augen lag die Bläue der Ostsee, an deren Sandhängen sie groß geworden. Als eine heitere Jugend voll Kleinstadtromantik durch den Tod ihres Vaters abgeschnitten war, hatte sie sich kurz entschlossen nach Hamburg gewandt und kam durch einen Zufall in das Privatbüro des Reeders Edmund Petersen. Die Gewöhnung an den verschlossenen, ganz von der Arbeit ausgefüllten Chef war ihr leicht gefallen, weil sie keine Vergleichsmöglichkeit besaß: So, glaubte sie, sei das Leben in den Büros, das auf sich zu nehmen sie entschlossen war, nüchtern, ohne Abschweifung ins Persönliche.

Als die Tür ins Schloß klinkte, sagte sie wie jeden Tag ihr „Guten Morgen", kramte noch ein wenig und wollte sich eben ins Nebenzimmer begeben, um auf den Ruf zum Diktat zu warten, als plötzlich ihre Hände herabfielen und ihre Lippen einen Schrei ausstießen: So ungewöhnlich war diese erste Unterbrechung des Tageslaufes, den sie in all der Zeit erlebt hatte.

Auf einmal aber fing sie laut an zu lachen, so komisch erschien ihr der Aufzug, sie lachte, wie sie es vielleicht seit ihren ungebundenen Mädchenjahren nicht getan hatte, silberhell klang das und jung wie das Schlagen der Spechte heute morgen in den frühlingshaften Parks. Ihre Augen lachten unhörbar mit. Da geschah es, daß Edmund Petersen sah, daß diese Augen schön waren, zum ersten Mal in den drei Jahren entdeckte er ihre strahlende Kraft, der Frische dieses Morgens verwandt. Diese Entdeckung warf nun ihn aus dem täglichen Geleise, und er erzählte, gar nicht im Tonfall des Chefs, hastig und ungeordnet im Gegensatz zu seiner sonstigen Art, von den Begebnissen des Morgens.

Fräulein Christiani hörte etwas ungläubig zu. Seltsam war das alles. Dann aber nahm sie (zu antworten wußte sie nichts), ihr kleines seidenes Taschentüchlein, bemächtigte sich mit geschicktem Griff des Tieres — man sah, sie wußte mit Tieren umzugehen — und band den kranken Flügel fest an den Leib.

Gute, hilfsbereite Hände, dachte der Reeder im Zuschauen und hatte Sehnsucht, auch so behutsam berührt zu werden. Als die Behandlung vorüber war und im Aufrichten ihre Köpfe sich streiften, hätte er gern das Haar des Mädchens gestreichelt und empfand es als Schmerz, daß dies nicht anging. Nein, Zärtlichkeiten im Büro waren unöglich.

„Was soll nun weiter geschehen?"

Fräulein Christiani straffte ihren Körper: „Ich habe eine Bitte, Herr Petersen."

„Eine Bitte, aber selbstverständlich, sagen Sie nur, ich werde sie erfüllen, ich freue mich, Ihnen einen Dienst zu erweisen." Verlegen strich sich der Reeder über den Scheitel. Schöne Frau, dachte er, seltsam, daß ich das heute zum ersten Mal erlebe.

„Geben Sie mir das Tier. Ich bin fast immer allein zu Hause, des Abends und an den Sonntagen. Da bin ich froh, für ein Wesen sorgen zu dürfen. Meine Wirtin sieht tagsüber einmal nach. Bestimmt, ich werde die kleine Elster gesund pflegen. Nicht wahr, Sie lassen sie mir. Man fühlt sich doch so einsam in der Großstadt — zuweilen", fügte sie hinzu, denn sie bekam Furcht, zuviel gesagt, von sich offenbart zu haben. Ein leises Rot flog über ihre Wangen.

Nun war es um die Sicherheit des Chefs vollends geschehen. Einsamkeit, dachte er, die Krankheit all meiner Jahre. Irrsinnig, daß Menschen mit einander umgehen, ohne sich zu offenbaren — stumm wie Fische stehen sie sich gegenüber, beziehungslos wie Möbel. Er hob den Blick und sah durch die vom vollen Licht blinden Fenster. Draußen lagen die Straßen, und in ihnen schob und drängte, ballte und zerlief die Menschenflut; jeder mit sich allein in hoffnungslosem Nebeneinander. Mußte das so sein, überall und in alle Ewigkeit?

„Was soll nun mit der Elster werden? Schenken Sie sie mir?" Die Stimme des Fräuleins klang mit einem Mal zaghaft. Warum sagt der Mann nichts? Sie sah wie sein Atem rascher ging. Wirklich, jetzt seufzte er. Weglaufen? Ihr Instinkt sagte ihr, daß irgend etwas Neues, Ungewöhnliches bevorstünde. Furcht ergriff sie, einer unerwarteten Situation nicht gewachsen zu sein. Sie hatte sich in Gedanken viel mit dem Menschen Edmund Petersen beschäftigt. Sie wußte, wie es innerlich um ihn stand. Immer hatte sie gedacht, daß es vielleicht nur eines Wortes, eines verstehenden Blickes bedürfe, um ihn zu befreien. Herrlich für eine Frau, hatte sie oft gedacht, dieses Wort auszusprechen. Wie aber, wenn jetzt —

„Agnes Christiani —" Nicht einmal die Zunge hatte er in der Gewalt. Nie war der Reeder sich so hilflos vorgekommen. Lassen Sie uns für das Tier gemeinsam sorgen — irgend so etwas Dummes hatte er sagen wollen. Statt dessen seufzte er noch einmal und öffnete die Hand.



Wir wollen uns wieder vertragen — Photo: Sch...

Weglaufen oder helfen, dachte Agnes Christiani. Da streckte sie ihm beide Hände entgegen. Der Reeder stürzte vor und bedeckte sie mit seinen Lippen.

Als im selben Augenblick die Elster zu schackern und zu rufen begann, hoben sie die Lider, und ihre Augen und Lippen lächelten.

Als er vor der Tür stand, kam ein warmes Lächeln in ihr Gesicht. Es war, als hätte sie es nie mehr zu hoffen gewagt, daß er sie noch einmal abholen würde! So fern war ihr all das, seit sie böse waren. Und dabei kann es doch höchstens vorgestern gewesen sein, daß der Streit aufkam, der dann in so bitterem Schweigen und Einander-aus-dem-Wege-Gehen endete.

Nun stand er plötzlich da vor der Tür. Sie ging etwas elastischer als sonst auf ihn zu. In ihren Schritten war etwas, das schon zu sehr vom Wiedergutsein wußte, vielleicht argwöhnte er auch, daß das Leuchten ihrer Augen ein Siegesbewußtsein ausdrückte. Denn kaum, daß er den Hut gezogen und ihr die Hand gegeben hatte, sagte er, indem sie sich zum gemeinsamen Wege anschickten: „Ich hatte hier gerade zu tun, deshalb . . ." Den Rest verschluckte er.

Er mochte nicht zugeben, daß sein Kommen so etwas wie ein Handausstrecken war. Es war geschehen, weil er die warme Regung etwa so spürte: Es ist doch dumm, daß wir uns so anstellen, wir verderben uns die ganzen Tage, so schlimm war das ja alles nicht, vielleicht hatte ja auch ich Unrecht, der Klügere gibt nach . . . nun, und was man noch so bei sich denkt, um den Wunsch nach Frieden und einander gut sein vor sich selbst zu rechtfertigen.

Da hatte er sich aufgemacht und war sie abholen gegangen, und, um die Wahrheit zu gestehen, er hatte unterwegs schon lauter gute Gedanken, wie der Feierabend aussehen sollte und wie er in Liebe enden würde.

Da hatte er sie gesehen, und alles war wieder zerschlagen! Sie selbst aber, die, während sie sich anzog, nicht recht die Freude spürte, des Tages Pflichten hinter sich, den schöneren Teil des Tages vor sich zu haben, weil sie sogleich an ihn gedacht und empfunden hatte, wie traurig dieses Sichböseseinmachte, sie selbst war ganz heiß und selig geworden in ihrem Gemüt, als sie ihn da stehen sah. Sie spürte die ausgestreckte Hand in seiner Anwesenheit und in ihrem beschwingten Schritt auf ihn zu lag schon die Freude, und sie mochte ihr Gesicht nicht zügeln, das verriet, was das Herz empfand.

*

Und nun war alles wieder aus. Er hatte die schon ausgestreckte Hand zurückgezogen. „Ich hatte hier gerade zu tun . . .", nicht etwa deinethalben bin ich hier, sollte das heißen. Bilde dir nur nichts ein . . .

Und so gingen sie nebeneinander her und dachten beide dasselbe: wie sie wohl wieder gut werden könnten und wie dumm dieses Bösesein sei.

Je näher sie aber dem Hause kamen, desto ängstlicher dachten sie es. Denn mit bösen Mienen in den engen vier Wänden, das ist das Ärgste! Wo Feindseligkeit ist, da wird man in der Enge noch feindseliger.

Und so sagte er: „Vielleicht willst du in ein Kino gehen . . ." Er sprach es vor sich her. Ohne Ton. So, als sage er es nur eben so hin. Er scheute sich, einen herzlicheren Ton in die Worte zu legen, ob er ihn gleich empfand. Ich bin nicht daran interessiert, sollte es heißen, aber wenn du willst . . . Und auch das war wieder eine Lüge, denn er wünschte, daß sie Ja sage, und so sagte sie es denn auch mit einem scheuen Seitenblick. „Doch . . . gern!"

Und er war nun etwas aufmerksamer zu ihr, er half ihr im Dunkeln auf den Platz, sie saßen nebeneinander und dachten dasselbe: ihre Nähe und wie schön es sein würde, wenn dieses Bösesein vorüber wäre.

Da legte sie ihre Hand auf die Lehne, die ihre Plätze trennte, er merkte die Bewegung, er sah nach dem weißen Fleck, er äugte verschwiegen nach diesem Friedensboten, vergaß ganz den Film, sah dann wieder auf die Leinwand, dort waren zwei auch gut zueinander . . .

Als er seine Hand auf die ihre legte, drehte sie den Kopf und sah ihm ins Gesicht. Ruhig und unbewegt. Nicht mehr „siegesbewußt", oh nein, ganz leise geschah es jetzt und ohne Regung.

Und dann sahen sie den Film zu Ende.

*

Auf dem Heimweg sprachen sie kein Wort, denn eine Bemerkung, die er über eine Filmschauspielerin machte, war wie ein tönendes Schweigen vor dem Wort, auf das sie beide warteten.

Zu Hause deckte sie den Tisch.

Er stand und sah ihr zu. Wenn sie aufschaute bei ihrer Arbeit, tat er, als sei er mit der Zeitung beschäftigt.

Dann war sie fertig. Es war alles bereit. Aber da lagen sie sich plötzlich in den Armen. Sehr heftig war es geschehen. Und warum sie eigentlich böse gewesen waren, das wußte keiner. Es war nun nicht nur alles gut. Es war jenseits von Gut und Böse . . .

Böse . . . Eine Geschichte von Maria Gleit

Sie gehen nebeneinander her und schauen beide geradeaus. Er hat sie vom Geschäft abgeholt, jetzt gehen sie in der Richtung nach Hause.

*

Das Wort: Zu spät

Ein Wort ist des Menschen schlimmster Feind
Das Wort: Zu spät!
Sei jung, wenn dir die Sonne scheint,
Und lacht das Glück, geh' nicht vorbei.
Genieße des Lebens köstlichen Mai,
Er kehrt nicht zurück,
Du kannst ihn nicht halten,
Bald ist des Frühlings Duft verweht.
Das Rad der Zeit nie stille steht.
Hüte dein Herz vor dem: Zu spät!

Alles tue zu seiner Zeit!
Träume niemals Vergangenem nach.
Versäumtes macht dir kein Sehnen wach.
Nutze die Stunde, die sich dir beut
Zu guter Tat, die nie gereut.
Täglich in Treue erfüllte Pflicht
Macht das Wort: Zu spät! zunicht.

Mögen auch die Jahre flieh'n,
Solang' du lebst, ist's nie zu spät,
Dich aus der Schuld emporzuziehn.
Denk' nach ... ein Mensch lebt irgendwo,
Den macht ein Wort nur wieder froh,
Von dem dich blinder Zorn einst trennte,
Du tat'st ihm weh. Nun fasse Mut!
Geh' zu ihm, mache alles gut.
Und säume nicht, die Zeit verweht
Und tötet ein Glück mit dem Wort: Zu spät.

Jörg Beßler.

MODE UND HEIM

Der rote Faden.

Das Garn umspinnt Rosengarten, Blutgerüst und Kinderzehe.

Von Mela Escherich.

Im vorigen Jahrhundert wurden die Kinder mit „am Boden sitzen" bestraft, und wenn sie sehr unartig waren, band man sie mit einem Faden an den Ofenfuß. Und wehe, wenn bei solcher Strafsitzung durch ungeduldiges Hin- und Herrutschen der Faden riß. Je feiner das pädagogische System, das in einer Familie herrschte, um so feiner der Faden.

Dieser lächerliche Brauch war der Ausklang einer uralten Rechtssitte. So steht im Basler Bischofsrecht des 13. Jahrhunderts zu lesen, der Bischof solle seine Gefangenen in den roten Turm sperren, und solle der Schultheiß einen seidenen Faden mit Wachs davor spannen, und welcher Gefangene ihn zerrisse, solle rechtlos sein. Aus dem 12. Jahrhundert ist ein Fall bekannt, wo der Erzbischof von Köln einen Dienstmann durch einen bloßen Fadenzug eingesperrt hielt.

Die ältere Form war also, daß der Gefangene nicht eingesperrt, sondern in einem mit einem Faden umgrenzten Raum in Haft gehalten wurde. Später wurde ein roter Seidenfaden vor die Gefängnistür gespannt und an den Enden mit Wachs gesiegelt. Wer ihn zerriß, verlor die rechte Hand, den linken Fuß.

Die Inhaftierung durch den Faden geht auf den älteren Gedanken des Fadenziehens als Bann zurück. Der Faden ist als Schutzbegriff des Besitzes, was der Gürtel für die Frau.

Im hochmittelalterlichen Epos „Der Rosengarten" heißt es von Kriemhild:

Einen Rosengarten hatte die wunderschöne Maid,
Von einer Meile Länge, eine halbe war er breit,
Um den ging statt der Mauer ein Seidenfaden fein.
Sie sprach: Trotz allen Fürsten! Es kommt mir keiner herein!

Und ebenso in „Zwergkönig Laurins Rosengarten":

Ein schön Rosengärtelein,
Darum gehet ein seidner Faden.
Was die Mauer sollte sein,
Das war ein Faden von Seide.
Der ihm den gar bräche,
Wie bald er das räche!
Der müßte geben schweres Pfand,
Den rechten Fuß, die linke Hand!

Der Faden bedeutet hier also Grenzrecht, und sein Zerhauen wird ebenso bestraft wie das Durchbrechen von Gefangenen.

Mit seidenen Fäden oder Bändern (vebond) wurde einst die Gerichtsstätte umspannt. Und immer dient hier der rote Faden, denn rot ist die Farbe des Bluts, des Blutgerichts. Rot ist das Gewand des Henkers, mit rotem Tuch wird bei Todesurteilen die Richterbank belegt, roten Einband trägt das Gerichtsbuch, das Gefängnis ist der rote Turm. Rotes Garn oder rote Wolle, an Sträucher gebunden, ist übrigens noch heute Zeichen der Haberer.

Wie die Erinnerung des Seidenfadens als Fessel, nachdem schon längst die Kette an seine Stelle getreten war, noch im Volk weiterlebte, beweist ein aargäuisches Spottlied, das sogenannte „neu Wilhelm Tellenlied" von 1653, das auf den verräterischen Falkenwirt von Aarburg, den die Oltener einsperrten, gedichtet wurde:

Im Spittel auf der Laden
Da sitzt er Tag und Nacht
An einem seidnen Faden,
Wie ihn der Schlosser macht.

In Volksliedern ist die Vorstellung von dem Faden als schützender Macht erhalten. So in dem Mühlhausener Fastnachtslied

Sidefäde um das Hus,
S'luege schöne Jungfere drus.

Oder in dem Thanner Mailied:

S'isch e gäler Fade um das Hus,
Der Herr spatzieret dreimal dri und drus.

Der Faden hat aber auch seine Mystik. Wenn der Mystiker Heinrich Suso sagt: Der Teufel zieht am seidnen Faden, so mag man dabei weniger an rechtliche Gefangennahme als an Ueberlistung denken. Der Teufel umgarnt sein Opfer. Zaubergarn und Zauberfaden spielen in Mythe und Märchen mancherlei Rolle. Ariadne rettet den Theseus durch ein Knäuel Garn aus dem Labyrinth. In vielen Märchen erhält der Schützling der Feen oder Zwerge eine Rolle Garn, die er nur rollen zu lassen braucht, um von ihr den Weg nach dem Zauberreich geführt zu werden.

Köstlich ist die Sage von Albertus Magnus. Albertus war zum Tod durch den Strang verurteilt, weil er des nachts nach dem Königsschloß geflogen war, die Königstochter geraubt und entehrt hatte. Großes Staunen war, daß er das Urteil ganz gleichmütig hinnahm. Aber da er unter dem Galgen stand, zog er ein Röllchen Faden hervor und bat den Richter demütig, ihm das Fadenende zu halten, damit sein Seele an diesem Faden zum Himmel steigen könne. Der Richter, denkend, der armen Sünders Sinn habe sich verwirrt, gewährte ihm die Bitte. Albertus gab ihm das Fadenende in die Hand und schob sich das Röllchen in den Mund. So stieg er die Leiter hinauf. Die Schlinge war geworfen, flog fehl, ward noch einmal geworfen, indes Albertus höher stieg. Flog wieder fehl. Ein einziger Schrei erscholl aus der Menge, die jetzt gewahrte, daß Albertus, schon über die Leiter hinaus, immer noch höher stieg! Er stieg an seinem Faden, dessen Ende der verblüffte Richter in der Hand hielt, gemächlich weiter, und endlich, ein schallendes Gelächter herabsendend, im Blauen zu verschwinden.

Ein Witz, wie die hohe Justiz zuweilen selbst die Hand dazu gibt, einen Schlauen entkommen zu lassen! Aber die Form, in die sich der Witz kleidet, wendet sich an ein Publikum, das an die Magie des Zauberfadens glaubt. Hat dieser Faden, an dem die arme Seele hängt und den der Richter nicht loslassen darf, nicht eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Lebensfaden, den die Norne spinnt und durchschneidet? „Das Leben hängt oft an einem Faden", lautet noch heute eine sprichwörtliche Redensart.

Wir kehren — um den Faden nicht zu verlieren — zu dem roten Faden zurück. Im alten Dänemark banden sich ausziehende Ritter rotseidene Fäden um den Helm. Das schützte vor Hieb und Stich. Der rote Faden ist sonst nicht nur Rechtssymbol, er ist auch Schutzmittel. Und als solches lebt er im Aberglauben bis auf unsere Zeit. Nicht selten spielt er in den Erfahrungen der Aerzte und in der Kriminalistik eine Rolle. Er ist das Heilmittel abergläubischer Mütter und Ammen in der Säuglingspflege. Da werden Fingerchen und Zehen mit rotem Faden umwickelt und dabei oft lebensgefährliche Verstümmelungen angerichtet. Auch bei größeren Kindern geht der Unfug weiter. Wenn das Kleine sich schneidet, bindet die Mutter das Glied mit rotem Faden ab. Auch Warzen müssen sich solche Kuren gefallen lassen. Besonders in Oesterreich soll noch viel derartiger Aberglaube den Aerzten zu schaffen machen.

Früher scheinen auch mystische Messinge Brauch gewesen zu sein: denn im „Trostspiegel", einem Kölner Hausbuch des 15. Jahrhunderts, heißt es: „Du sollst dich nicht lassen messen mit einem roten Faden."

Harmloser Aberglaube ist es, wenn eine Mutter das Erstlingshäubchen ihres Kindes mit rotem Faden umwickelt aufbewahrt. Muß doch auch die Erstlingswäsche bei einem Knäblein mit Rot bebändert und ausgenäht sein, wie es früher üblich war, die Wäschestücke einer Gattung mit roten Bändern zusammenzubinden, was dem geöffneten Wäscheschrank ein freundliches Aussehen gab. Liebten nicht auch die Hausfrauen, ihr Eingemachtes mit rotem Faden zuzubinden?

Soviel ist sicher, der rote Faden läuft in seltsamen Windungen durch unsere Kultur.

Rüschen und Plissees, diese besonders reizenden Attribute der weiblichen Kleidung, stehen in der Mode des Frühjahrs im Vordergrund. Eine praktische Mode auch noch nebenbei, — denn durch diese kleinen Mittel lassen sich weniger elegante und modische Kleider vorzüglich und ohne große Kosten wieder auf „Aktualität" herrichten. Ein Tageskleid beispielsweise bekommt ein Besatzchen aus reich gerüschter weißer Seide oder Batist, vielleicht auch noch gleichartige Aufschläge an den halblangen Armelchen. Ein plissierter Einsatz verdeckt eventuelle Schönheitsfehler in der Vorderbahn eines sonst noch gut erhaltenen Kleides. Gerüschte und gezogene Armelpartien sind kleidsam vor allem für schlanke Figuren. Das plissierte, schwarze Seidencape mit der glatten Kragenpasse ergänzt den eleganten, schwarzen Seidenrock mit eingesetzten plissierten Gehfalten zum hochmodernen Nachmittagsanzug. Und am Abendkleid sind Rüschen, zierliche, reiche und breite Rüschen überall dort erlaubt, wo sie kleidsam sind und gefallen.

Launen der Mode

Gerüscht und plissiert in den Frühling



Die unbekannte Schwiegermutter

Kleines Denkmal, von einem — Mann gesetzt!

Es gibt Frauen, sogenannte „Schwiegermütter in spe", die einen jungen Mann in ihrem Familienkreise nett und gastfrei aufnehmen und genau so behandeln, als hätten sie keine heiratsfähigen Töchter. Der junge Mann darf ungehindert ein- und ausgehen, wird zu kleinen festlichen Veranstaltungen geladen und erhält gelegentlich die Erlaubnis, die Töchter zum Spazierengehen oder zu einem Theaterbesuch abzuholen. Sie lächeln niemals geheimnisvoll, zwinkern nicht mit den Augen, machen keine versteckten Andeutungen und lassen „das junge Paar" nicht „taktvoll" allein. Sie sind frisch, harmlos und freundlich bei einem gewissen, selbstverständlichen, gesellschaftlichen Abstand. Es sind Frauen, die es einem jungen Mann nicht übelnehmen, wenn er trotz des gesellschaftlichen Umgangs die Tochter später einmal nicht heiratet. Aber das wird nur selten der Fall sein, schon der wirklich reizenden Schwiegermutter in spe wegen.

Es gibt Schwiegermütter, die da finden, bei der Hochzeit soll vor allem das Brautpaar, Jugend und seine Freunde um sich haben. Die älteren Familienmitglieder und die sonstigen bejahrten „Verpflichtungen" einschließlich Onkel Theodor kommen erst in zweiter Linie.

Es gibt Schwiegermütter, die richten, während das junge Paar eine bescheidene Reise unternimmt, die neue Wohnung ein, und zwar ganz haargenau nach den Wünschen der Neuvermählten. Es gibt Schwiegermütter, die sich nicht schon acht Tage später für dreimonatigen Logierbesuch anmelden und finden, daß sie ihrer Tochter eine unentbehrliche Hilfe im jungen Haushalt sind.

Es gibt Schwiegermütter, die keine grauwollenen Handschuhe und karierten Socken für Schwiegersöhne stricken und Kissen mit handgestickten Kätzchen auf dem Ehrenplatz im jungen Heim sehen wollen.

Diese Schwiegermutter hören mit einem unendlich feinen und lieben Lächeln die Vorwürfe des Schwiegersohnes an, daß sie sich in seine Ehe drängen, lassen sich niemals sehen, läßt: „Schon gut, lieber Junge!" Diese Schwiegermütter haben stets kleine, unsterbliche Aufmerksamkeiten bereit, keine aufdringlichen Geschenke, sondern Dinge, die notwendig sind und im neuen Haushalt eine wirkliche Hilfe bedeuten.

Es gibt Schwiegermütter, die werden nie Raubtieren, wenn der Schwiegersohn sein Frau „schlecht behandelt" und zu spät zu Tisch kommt. Sie sind nicht eifersüchtig auf den Schwiegersohn, stacheln niemals und nehmen in keiner Weise Partei bei kleinen Unstimmigkeiten.

Sie betrachten nämlich den Schwiegersohn als ihren Jungen — und Kindern gegenüber muß man nachsichtig sein!

Es gibt Schwiegermütter — — ja, tatsächlich, es gibt solche Schwiegermütter. Es sind nicht die Schwiegermütter der Witzblätter und der Romane. Es sind die unbekannten Schwiegermütter, denen ein Denkmal zu setzen man bisher vergessen hat. **Ein Schwiegersohn.**

Achtung, Hausfrau!

Köstliche Fischgerichte.

Fischklöße mit Currytunke.

Man braucht dazu an Zutaten anderthalb Pfund Fisch, eine kleine Zwiebel, eine alte Semmel, Pfeffer, Salz und Mehl. Das rohe, grätenlose Fischfleisch wird mit der Zwiebel und der eingeweichten Semmel durch die Maschine gedreht, gesalzen und gepfeffert, mit einem Ei und soviel Mehl vermengt, bis die Masse sich formen läßt. Man dreht kleine, runde Klößchen, die man zehn Minuten in leichtem Salzwasser weichkocht und mit einer weißen Tunke, die mit ein wenig Zitronensaft und Weißwein gewürzt ist oder mit Curry abgeschmeckt wurde, oder auch mit roter, pikanter Tomatentunke reicht.

Heringsfrikadellen.

Man braucht einige Salzheringe, gekochte Kartoffeln, eine eingeweichte Semmel, Petersilie, Pfeffer und Salz dazu. Die Heringe, die mehrere Stunden gut gewässert wurden, werden entgrätet und ausgenommen. Dann treibt man sie mit den gekochten Kartoffeln, einer weichgedämpften Zwiebel und der Petersilie durch die Maschine, fügt etwas Mehl hinzu und formt runde Klößchen, die 10 bis 15 Minuten in Salzwasser gekocht werden. Man reicht dazu Senftunke. Oder man formt größere Klöße, paniert und bäckt sie, um sie als Beilage zu grünen Bohnen zu reichen.

Erbsen mit Bananensalat. Man rechnet auf zwei Teile junge, süße Erbsen einen Teil Bananen. Die Erbsen werden durch die Maschine gedreht, die Bananen fein gewiegt, beides zusammengemischt und mit einer Sahnentunke — drei Teile Oel, ein Teil Zitronensaft, Selleriesalz und saure Sahne — übergossen.

Das praktische Heim

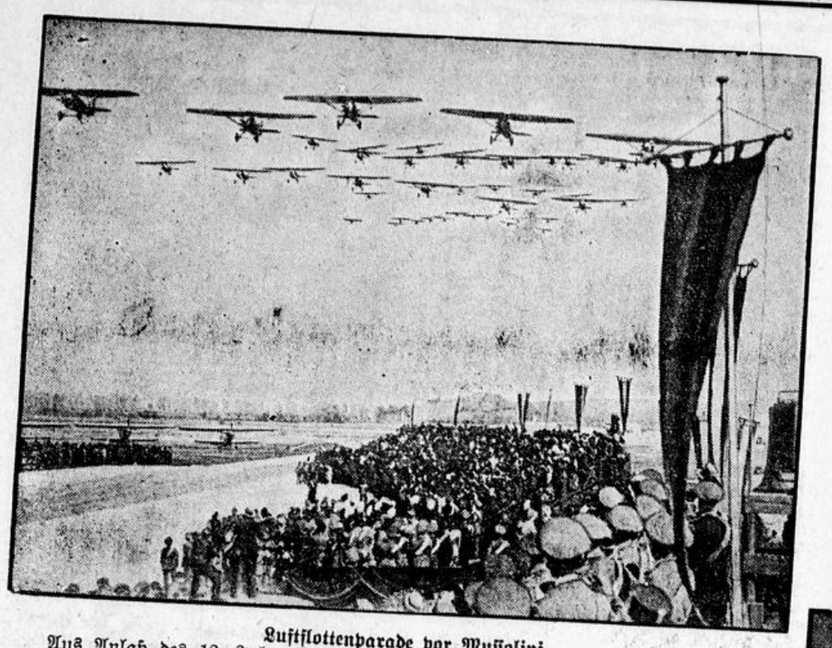
Kennst du dein Nationalgericht?



Zur Pflege der deutschen Nationaleigentümlichkeiten gehört auch, daß wir Hausfrauen die Kochkunst der eigenen und heimatlichen Gaue beherrschen und kennen. Da haben wir in Bayern die traditionellen Leberknödel mit Bayrisch-Kraut (links oben). Das Geheimnis der Leberknödel besteht in der Lockerheit des Teigs, der aus drei eingeweichten Weißbrötchen und drei Viertelpfund fein geschabter Kalbsleber sowie Zwiebeln und Eiern, Salz und Gewürzen besteht. Im Hessischen liebt man Johannislauch (rechts oben). Der Lauch oder Porree wird in Fleischbrühe fein gedünstet und mit Rosinentunke gereicht. Blindhuhn, das westfälische Gericht, besteht aus Brechbohnen, Schinkenspeck, Äpfeln, Birnen und Kartoffeln (links unten). „Stolzer Heinrich" ist der Name des norddeutschen Gerichts Bratwurst in Bier mit Kartoffelbrei. Die angebratene Wurst wird mit Braunbier übergossen und mit Gewürzen weichgedämpft. Kartoffelbrei mit Mulden voll brauner Butter ergänzt das schmackhafte Gericht (unten rechts).

Bilder aus aller Welt

(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro).



Luftflottenparade vor Mussolini.
Aus Anlaß des 12. Jahrestages der Gründung der italienischen Luftflotte fand vor dem Duce eine große Parade der Luftstreitmacht statt.

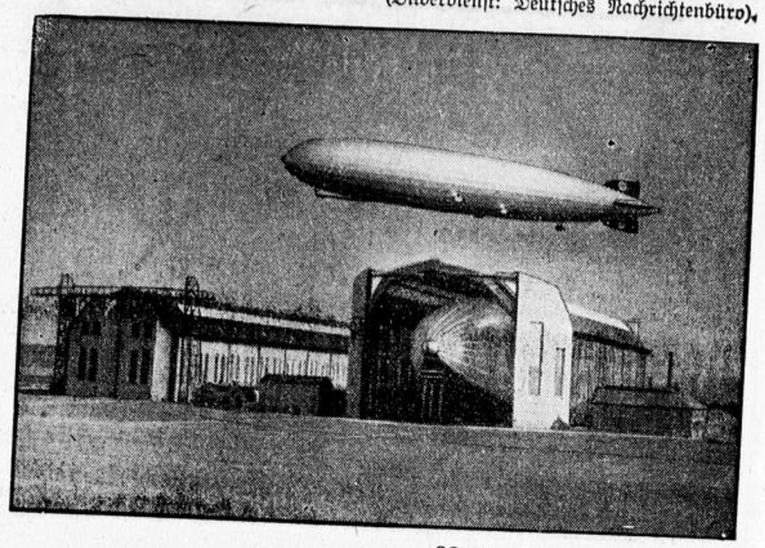


Alle Vögel sind schon da.
Frisch und froh zum Arbeitsdienst.
Eine Abteilung des neuen Arbeitsdienst-Jahrganges auf dem Wege zum Bahnhof, von wo die jungen Arbeitsmänner in ihre Lager gebracht werden.



Von den Parlamentswahlen in Ungarn.
Abstimmung in einem Budapester Wahllokal. Die ungarischen Parlamentswahlen brachten der Partei der Regierung Gömbös eine starke Mehrheit.





LZ 129 geht seiner Vollendung entgegen.
Der Bau des neuen deutschen Luftschiffes „LZ 129" schreitet rüstig vorwärts. Auf unserem Bilde sieht man „LZ 129" in seiner Halle in Friedrichshafen und darüber das Luftschiff „Graf Zeppelin".



In fünf Stunden von Rom nach London.
In wenigen Tagen werden die neuerbauten italienischen Großflugzeuge für den regelmäßigen Flugverkehr auf der Strecke Rom—Paris—London eingesetzt. Die neuen viermotorigen Maschinen, die 28 Fluggästen Platz bieten, legen die 1600 Kilometer Flugstrecke in 5 Stunden 20 Minuten zurück.



Ein Osterhase von Format.
Rechtzeitig zum Osterfest werden ihm die Wünsche für süße, bunte Eier übermittelt.



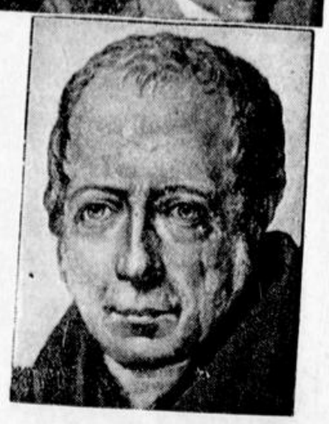
Mit dem Arbeiter für die Arbeiter.
Der Stellvertreter des Führers, Reichsminister Rudolf Heß, der zu den Vertrauensratswahlen 1935 im Reichsbahnausbesserungswerk München-Freimann sprach, mitten unter den Arbeitern.

Bild links:

Das erste deutsch-englische Gemeinschaftslager in England.
Dreißig deutsche Schüler, Studenten und Jungarbeiter leben und arbeiten gegenwärtig mit dreißig jungen Engländern im ersten deutsch-englischen Gemeinschaftslager in Blandford (Dorset) zusammen, wo sie drei Wochen bleiben werden.

Bild rechts:

Zum 100. Todestag Wilhelm von Humboldts.
Am 8. April 1835 starb Wilhelm von Humboldt, der große Gelehrte und Staatsmann in Tegel bei Berlin. Die geistige Wiedergeburt Preußens und die Stiftung der Berliner Universität waren hauptsächlich sein Verdienst.



...sches Nachrichtenbüro).



...einer Vollendung gegen.

...uen deutschen Luft- ...9" schreitet rüstig ...unserem Bilde sieht ...in seiner Halle in ...und darüber das ...raf Zeppelin".



...on Format. ...terfest werden ...r süße, bunte ...ttelt.

Spielplatz der Jugend

Wetterwart in Todesnot

300 Observatorien arbeiten ... — Eine Tragödie in Eis und Kälte

60 000 Funkzeichen durchzucken täglich die Atmosphäre und bringen Kunde von den Arbeiten und Beobachtungen der meteorologischen Stationen in aller Welt. 300 Observatorien auf der nördlichen Halbkugel versorgen Schiffe und Wirtschaftswetterdienst mit Nachrichten über Luftdruck, Windrichtung, Temperaturanlagen und Wolkenbildung. Viermal täglich werden Chiffretelegramme hinausgesandt zu den Sammelstationen, Hamburgs Seewarte in Deutschland, Annapolis in den USA. Warnungen vor Stürmen, Gewittern und Hagelschlag schickt der elektrische Funke von Spitzbergen und Nowaja Semlja, von der Zugspitze und der Schneekoppe, von den Rocky Mountains und dem Kaukasus hinaus in die weite Welt.



Völlig allein sitzt der Wetterwart in seinem einsamen Haus auf der kahlen Höhe des Berges. Das elektrische Kabel ist der einzige Nervenstrang, der ihn mit der Menschheit verbindet, die tief unten zu seinen Füßen in Gemeinsamkeit dahintreibt. Allein in seinem vereisten Haus sitzt der Meteorologe John Sullivan mit fieberheißem Kopf über seinen Tabellen und Kurventafeln. Seit drei Tagen ist es ihm nicht mehr möglich gewesen, zur Hütte hinaufzusteigen und die Instrumente abzulesen. Draußen tobt der Sturm den vierten Tag mit unverminderter Heftigkeit, er kann nur aus dem Rütteln der Fensterladen ungefähr schließen, daß er von Osten weht — von Osten über die verschneiten Prärien her zu den starren Eisfelsen der Rocky Mountains. Er macht nur noch lückenhafte Eintragungen in seine Wetterkarte, Temperatur und Luftdruck, Feuchtigkeitsgehalt und das Beben des Seismographen werden eingezeichnet. Weitere Feststellungen verhindert der Wall von Eis und Schnee, den der tobende Sturm um die Hütte häuft. Die isolierte Kammer des Seismographen, deren überempfindlicher Apparat — abgesperrt von dem Geräusch und den Erschütterungen der Welt — nur auf die Bewegungen der Erdrinde lauscht und seine Runen unbeirrt in feinsten Kurven aufzeichnet, wird täglich aufgesucht. Heute gerade las er auffallende Linien ab, die auf ein Erdbeben oder einen Bergrutsch in nächster Nähe schließen ließen. Er ist besorgt, denn beim Absenden der ersten morgendlichen Nachricht konnte er feststellen, daß die Verbindung mit dem Tal versagte. Eine Lawine oder der Abrutsch größerer Felsenmassen mußte das Kabel zerstört, seine Verbindung mit der Welt zerschnitten haben. Ein Viertel vor 8, vor 10, vor 14 und vor 19 schickt er seine Meldungen hinunter.

Unterbrochene Verbindung — das heißt nicht nur Unterbrechung der Arbeit — das heißt vielleicht tödliche Einsamkeit, Unmöglichkeit, um Hilfe zu rufen. Hilfe — er könnte Hilfe brauchen. Sein Kopf brennt und schmerzt, er hat seit Tagen nichts essen können, heute wollte er nach unten Bescheid geben. Er wird vielleicht morgen nicht mehr imstande sein, sich aufzulassen, er wird vom Fieber niedergehalten werden und weder heizen noch kochen können.

Als er von dem mit Papieren bedeckten Tisch aufsteht, taumelt er, und als er glücklich sich bis zu seinem Bett hingeschleppt hat, weiß er nichts mehr von Einsamkeit und Sturm, drohender Kälte und zerstörtem Kabel. Er sieht sich am sonnigen Strand liegen, das Meer braust und die Wolken ziehen sanft über ihn hin. Er braucht nichts zu messen und zu registrieren, nichts einzuzeichnen und keine Beobachtungen zu melden. Es kommen klare Augenblicke, in denen er nach dem Barometer sieht und an die kleine Hütte 100 Meter oberhalb denkt, deren Instrumente den Wind und die Elektrizität der Luft beobachten und vergeblich arbeiten. Die Kälte überzieht das Innere des Raumes mit Eiskristallen, und mit letzten Kräften schreiben seine vor Kälte steifen oder im Fieber flatternden Hände seine Ablesungen im Bett nieder.

Als Wochen später es endlich einer Expedition gelang, zur Wetterstation vorzudringen, fand sie im völlig vereisten Raum Sullivan starr und kalt über seine Karten gebeugt auf. Nach seinen unregelmäßigen Niederschriften zu urteilen, hatte er mehr als acht Tage gegen Kälte und Fieber gekämpft, bis beide ihn überwältigt hatten.

E. S.

Die Väter unserer Technik

Die technischen Errungenschaften unserer Zeit sind wir eigentlich gewohnt, als typisches Zeichen einer völlig modernen Epoche einzuschätzen und unserer Generation zuzuschreiben. Gewiß, der Ausbau einer Technik, damit sie im Leben der Menschheit eine Rolle spielt, das war unserer Zeit vorbehalten. Die Erwecker dieser Ideen jedoch trugen teilweise noch Jabot und Puderfrisur, sie hatten nichts von dem, was für das „moderne" Zeitalter bezeichnend ist. Seht einmal folgende Zahlen an:

1688 wurde Otto von Guericke geboren der die Luftpumpe erfand und dessen Forschungen die Maschinenindustrie ermöglichten.

1791 wurde S. F. B. Morse geboren, Erfinder des ersten elektrischen Schreibtelegraphen. Begründer der Telegraphie. Fast unverändert hat sich sein Apparat erhalten und ist in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet.

1765 wurde Robert Fulton geboren, der das erste brauchbare Dampfboot konstruierte.

1743 wurde Edmont Cartwright geboren, erfand den mechanischen Webstuhl und wurde der Begründer unserer modernen Textilindustrie.

Der Zauberschal

Ein Handarbeit mit Überraschung.

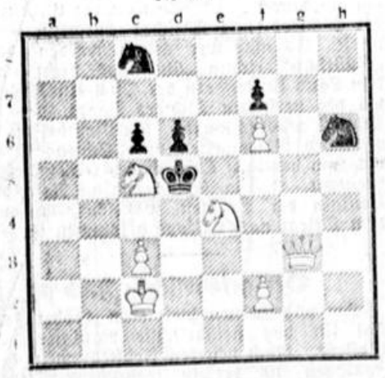
Wenn man eine Handarbeit bloß dreiviertel fertigzumachen braucht und dann einen kleinen Trick anwendet, durch den sie ihre richtige Größe bekommt — ist das nicht prachtvoll? Solche zauberhafte Handarbeit will ich euch heute erklären. Es handelt sich um einen Schal, den Zauberschal . . .

Ihr schlagt sechzig Maschen von nicht zu zarter Wolle auf und strickt auf zwei Nadeln immer rechts hin und her bis zu drei Vierteln der gedachten Länge. Dann strickt man die drei ersten Maschen der Nadel ab, läßt eine Masche fallen strickt wieder drei Maschen, läßt die nächste fallen und strickt so fort, bis am Ende der Nadel die letzten Maschen stehenbleiben. Nun kantelt man sehr locker ab, räufelt die abgeworfenen Maschen sorgsam bis zum unteren Rande auf und stellt nun fest, daß der Schal sich durch die abgeworfenen Maschen nicht nur bedeutend vergrößert hat, sondern daß er auch sehr duftig, fast wie eine Spitze, geworden ist.

Die Farbenverteilung liegt in eurem Belieben. Am nettesten macht sich ein breiter, mattbunter Rand, ein Mittelteil in weiß, grau oder schwarz und eine Wiederholung der bunten Randborte. Fransen in der Farbe des einfarbigen Mittelteils geben dem Schal einen hübschen Abschluß.

Schachaufgabe

Netcke



Matt in drei Zügen

Kontrollstellung 13 Figuren. Weiß (sieben Figuren): König c 2, Dame g 3, Springer c 5, e 4, Bauer c 3, f 2, f 6. — Schwarz (sechs Figuren): König d 5, Springer c 8, h 6, Bauer c 6, d 6, f 7.

Die vergrabene Kassette

Zwei Diebe erbeuteten bei einem Einbruch eine schwere eiserne Kassette. Ihre Werkzeuge reichten nicht hin, die Kassette an Ort und Stelle zu öffnen. Deshalb schleppten sie die Kassette kurzerhand mit. Auf der Flucht wurde ihnen das gewichtige Stück jedoch zu beschwerlich. Außerdem fürchteten sie, damit aufzufallen. Ein Waldstück, das sie durchquerten, schien ihnen zunächst als Versteck für die Kassette geeignet. Da sie jedoch keinen Spaten bei sich hatten, machte der feste Boden ihnen Schwierigkeiten. Außerdem waren sie sich darüber klar, daß ihre Grabarbeit Spuren hinterlassen würde, die zu der Entdeckung der Kassette führen könnten. Deshalb erschien ihnen ein großer Sandfleck, der mehrere 1000 Quadratmeter groß war und unmittelbar an das Waldgelände anstieß, für ihren Zweck geeigneter. In dem losen Sand ließ sich dann auch die Kassette schnell verscharren, ohne daß sichtbare Spuren zurückblieben. Ein heftig wehender Wind kam ihnen zudem noch zustatten und verwischte restlos ihre Fußspuren.

Inzwischen war aber der Diebstahl bemerkt worden, und die Verbrecher wurden bald darauf an der nächsten Bahnstation ergriffen. Sie leugneten standhaft und vertieten natürlich auch vor allen Dingen nicht das Versteck der eisernen Kassette. Der eine von den beiden Landjägern, die die Festnahme der Verbrecher bewirkt hatten, war aber ein findiger Kopf und kam nach einiger Überlegung zu dem Schluß, daß die Kassette nur auf dem großen Sandfleck vergraben sein könne. Dort stellte er seine Nachforschungen an, und seine Vermutung erwies sich auch als richtig. Er ging in die Stadt zurück, kam nach kurzer Zeit wieder und fand die Kassette, ohne mit Hilfsmannschaften erst große Wühlereien veranstalten zu müssen. Ein kleines Hilfsmittel leistete ihm dabei vortreffliche Dienste.

Welche Methode wandte der tüchtige Beamte an?

Silbenrätsel.

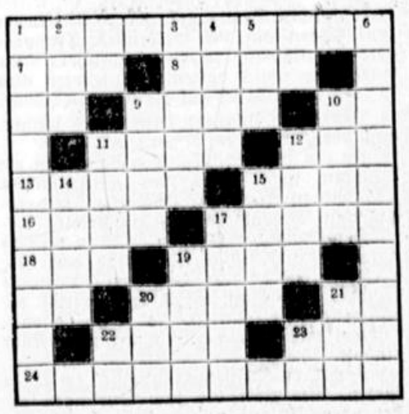
a - a - da - da - de - dow - dra - e - ed - fi - ge - gle - go - har - i - i - in - ke - kon - le - le - le - lo - ma - me - mi - mund - no - nur - of - qui - ri - sa - sa - scha - sen - si - syn - tor - ul - vid - wald - zier

Aus vorstehenden 43 Silben sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Schiller ergeben.

Bedeutung der einzelnen Wörter:

1. Frauengestalt aus Goethes Leben
2. Weltmeisterläufer
3. griechischer Gesetzgeber
4. Oper von Strauß
5. Beruf
6. Berliner Bildhauer
7. Vorfahr Jesus'
8. Wanderhirt
9. König von Israel
10. Gotteshaus
11. Ketzerrichter
12. Sammlung nordischer Sagen
13. Entdecker des Südpols
14. bedeutender Förderer der deutschen Leichtathletik
15. Operettenkomponist
16. Klagegedicht

Kreuzworträtsel.



Bedeutung der einzelnen Wörter:

a) von links nach rechts: 1 Molch, 7 Wettvorschlag, 8 Gewürz, 9 heilige Schale, 11 Wohnung, 12 Schweizer Kanton, 13 Körperorgan, 15 Wild, 16 Antilleninsel, 17 griechischer Hafen, 18 Gedichtart, 19 weiblicher Vorname, 20 Fluß in Ostpreußen, 22 Nebenfluß der Saale, 23 chemischer Grundstoff, 24 kleine Geschichte.

b) von oben nach unten: 1 Brennmaterial, 2 vornehmes Ansehen, 3 weiblicher Vorname, 4 indisches Reich, 5 afrikanischer Strom, 6 Stadt in der Mark, 9 Stadt in Thüringen, 10 weiche Speise, 11 Mundschenkin im Olymp, 12 weiblicher Vorname, 14 Jakobs Sohn, 15 Raubvogel, 17 mohammedanischer Gottesname, 19 altes Längenmaß, 20 Papagei, 21 Laut.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Schachaufgabe.

Lösung: Läufer d 7 — f 5.

1.) . . . K d 6 — c 7; 2.) D b 2 — h 2 — a 2 — a 1; 3.) S e 5 × c 4 matt.

1.) . . . c 4 — c 3; 2.) . . . a 5 × b 4; 3.) S e 5 — d 3 matt.

1.) . . . K d 6 × S e 5; 2.) D b 2 × d 4 † K e 5 × D d 4; 3.) L g 5 — f 6 matt.

1.) . . . . . ; 2.) . . . K e 5 × L f 5; 3.) D d 4 × d 5 matt.

1.) . . . K d 6 — c 7; 2.) D b 2 — h 2 K c 7 — b 6; 3.) S e 5 — d 7 matt.

1.) . . . a 5 × b 4; 2.) . . . K d 6 — c 7; 3.) S e 5 × c 4 matt.

Seltene Einstimmigkeit.

Der Herr war ein populärer Schriftsteller, und seine Freunde wünschten sich stets von ihm sein neuestes Buch mit Widmung.

Was ist mit dem Kilometerzähler?

Antwort: Die Kilometersteine stehen richtig und der Zähler zeigt ohne Fehler an. Peter Merten dagegen, obgleich er sich einbildete, die gerade Linie gefahren zu sein, hat in Wirklichkeit 30 Meter Umweg gemacht. Dadurch nämlich, daß er die zur Erhaltung des Gleichgewichts notwendigen kleinen Bogen fuhr, die ein Radfahrer gar nicht mehr beachtet.

Silbenrätsel:

1. Dalles, 2. Eugenie, 3. Rebell, 4. Automobil, 5. Rheuma, 6. Mammut, 7. Ingemach, 8. Trousseau, 9. Fiskus, 10. Erpressung, 11. Hydra, 12. Lindbergh, 13. Temperenzler, 14. Voltaire, 15. Island, 16. Egoismus, 17. Lappalie.

„Der Armut fehlt vieles, der Habsucht alles."

Kreuzworträtsel:

a) 1 Esche, 4 Labes, 9 Ruhe, 11 Tarif, 12 Ida, 13 Scheibe, 15 Kant, 17 Ham, 18 Zagan, 21 Kolonnade, 24 Stamm, 27 Heu, 28 Tilo, 30 Antenne, 32 Rat, 33 Lied, 34 Sago, 35 After, 36 Taler;

b) 1 Erika, 2 Susa, 3 Chanson, 5 Atem, 6 Bar, 7 Erbe, 8 Saege, 10 Schantung, 14 Hanna, 16 Tal, 19 Gosen, 20 Admiral, 22 Ami, 23 Skala, 25 Motor, 26 Anis, 27 Hede, 29 Lage, 31 Tet.

Sprachunterricht

Die Gattin eines sehr bekannten Berliner Großkaufmannes nahm eine junge Engländerin in ihr Haus, damit ihr fünfjähriges Töchterchen frühzeitig Englisch lernen sollte. Die Engländerin gab sich redliche Mühe, sich mit der kleinen Tochter englisch zu verständigen, und nachdem sie ungefähr eine Woche im Haus war, glaubte sie der Kleinen von London erzählen zu können. Als die Engländerin ungefähr eine Stunde gesprochen hatte, seufzte die Kleine:

„Laß man, Mächen, ich vaschteh dir nich!“

wgr.

Dann allerdings!

Lehrer: „Wenn dir deine Mutter eine Mark gibt und du sollst für 40 Pfennige Butter holen, wieviel bringst du dann zurück?“

Der kleine Max: „Gar nichts, Herr Lehrer!“

„Aber, das kann doch nicht stimmen, denke doch mal nach!“

„Doch, das stimmt schon, Herr Lehrer, denn wir sind noch 60 Pfennige schuldig!“

*

Günstige Gelegenheit.

„In Meiers Konkursausverkauf ist es riesig billig. Gestern habe ich sechs Damenschlüpfer für eine Mark vierzig gekauft.“

„Ja, aber was willst du alter Junggeselle denn mit Damenschlüpfern anfangen?“

„Das weiß ich selbst noch nicht, aber jedenfalls darf man sich so eine günstige Gelegenheit nicht entgehen lassen.“

Die praktische Hausfrau.



Zeichnung Krusch

„Was kosten denn heute die Eier?“

„Die großen zwölf Pfennig, die angeschlagenen neun!“

„Also gut, schlagen Sie mir ein Dutzend an!“

Kleinigkeiten, über die man sich freut

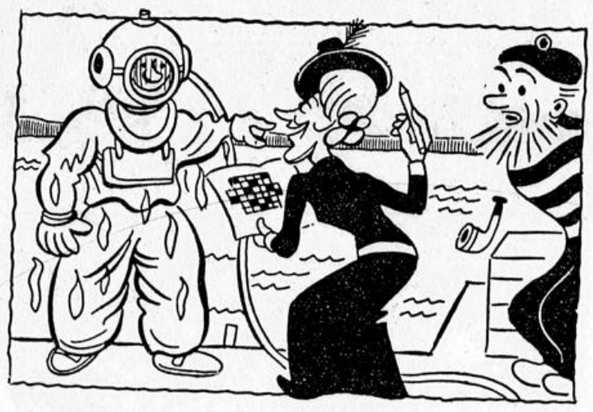


Das gestohlene Auto ist wieder da, und noch dazu frisch lackiert.

Kreuzworträtselraterglück: „Selbstverständlich kann ich Ihnen einen Tiefseefisch nennen, der mit O anfängt und fünf Buchstaben hat, liebe Dame!“



„Worüber freuen Sie sich eigentlich so?“ „Ja, wissen Sie, mir ist heute noch nichts Unangenehmes passiert!“





„Welche Freude, gnädige Frau, Ihre Lieblingstasse ist heil geblieben!“



Zeichnung Krusch

Bubi hat jemand entdeckt, der Ähnlichkeit mit Großpapa hat.



Zeichnung Krusch

„Stellen Sie wenigstens das Radio an, bevor Sie gehen!“

Zwiegespräch.

„Vater, was heißt das: aus der Not eine Tugend machen?“

„Das heißt, etwas, was man nicht will tun, weil man es muß.“

„Hast du auch schon mal etwas getan, was du nicht tun mußtest?“

„Ja, als ich Mutter heiratete.“

*

Seine Meinung.

„Vater, hier steht: Gott sprach: ‚Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.‘ Warum war es nicht gut?“

„Er war bange, daß es dem Adam zu wohl würde; deshalb gab er ihm eine Frau!“

*

Gut pariert.

Der junge Mann schreibt: „Geliebte Jolanthe! Wenn ich nicht irre, so habe ich Dir in der Silvesternacht einen Heiratsantrag gemacht. Aber nun habe ich total verschwitzt, ob Du ja oder nein gesagt hast. Um Antwort wird gebeten.“

Das junge Mädchen antwortet: „Teuerster Adolar! Vielen Dank für Deine lieben Zeilen. Mir war auch immer so, als hätte ich zu jemand nein gesagt. Aber, ich hatte ganz verschwitzt, zu wem!

*

Genügsam.

„Mensch, Meier, deine Türen kreischen ja fürchterlich. Die mußt du mal schmieren.“

„I, wo werde ich? Radio und Parkophon hat der Gerichtsvollzieher geholt, und etwas Musik muß der Mensch doch haben.“

*

Enttäuschung.

Er: „Wo sind denn nur die Zigarren geblieben, die in dieser Kiste waren?“

Sie: „Ach, die habe ich dem Kleinen gegeben. Er wollte so gern, daß die Lokomotive seines Eisenbahnzuges dampfte.“

Bescheidener Wunsch.

Zeichnung Krusch

„Stellen Sie wenigstens das Radio an, bevor Sie gehen!“

Wald Feld und Heide

Ueber die Trappe

An geeigneten Stellen der Norddeutschen Ebene, auf weiten, waldlosen Ackerflächen Mittel- und Süddeutschlands trifft man zuweilen noch Flüge des größten europäischen Landvogels, der Trappe.

Große, schwerleibige Vögel mit mittellangem, dickem Hals, ziemlich großem Kopf und mittelhohen, sehr starken Läufen und dreizehigen Füßen.

Sie werden in allen Ländern mit einer gewissen Leidenschaft gejagt, weil ihre große Vorsicht die menschliche Überlegenheit herausfordert. Man wendet die verschiedensten Mittel an, um sich der achtsamen Geschöpfe zu bemächtigen, jagt aber trotzdem durchaus nicht immer mit Glück.

Unter den Sinneswerkzeugen der Trappe ist das Auge am meisten entwickelt. Ihrem Scharfblick entgeht so leicht nichts.

Schon aus weiter Ferne beobachtet sie die vermeintlichen Gefahren, besonders die ihr verdächtige einzelne Person, und wenn diese glaubt, sie sei von der Trappe, die sie zu beschleichen gedenkt, noch fern genug, als daß man sie schon bemerkt haben könnte, so irrt sie gewöhnlich.

Selbst Gräben und Hügel, unter dessen Schutz man sich schußfertig nähern könnte, zu benutzen, geben dem argwöhnischen Wild sofort Anlaß, die Flucht zu ergreifen, sobald es den sich nähernden Jäger nicht mehr sieht.

Ihr kluger Instinkt unterscheidet den Jäger auch dann noch von anderen Menschen, wenn er in Weiberkleidern einhergeht. Ängstlich flieht sie ebenso vor dem Reiter wie vor dem Fußgänger. Man erfand daher den Trappenwagen, d. h. man setzte einen gewöhnlichen Bauernwagen rundum mit Strohgarben aus, verbarg sich dazwischen und ließ durch einen in seiner gewöhnlichen Tracht gekleideten Ackerknecht den Wagen auf die weidenden Trappenherden zufahren, in entsprechender Nähe einen Augenblick halten und feuerte nun so rasch wie möglich auf die stärksten Hähne.

Dennoch gelingt es keineswegs immer, das scheue Wild zu hintergehen.

In den russischen Steppen hetzt man die Trappen nicht selten mit Windhunden, während in Asien mit Edelfalken und gezähmten Steinadlern gebeizt wird.

Der Gang des Großwildes, zu dem sie gerechnet wird, ist langsam und gemessen, verleiht daher dem Vogel eine gewisse Würde, doch kann die Trappe, wenn die Notwendigkeit eintritt, so eilig davonrennen, daß sie ein Hund nur mit Mühe einholt.

Vor dem Auffliegen nimmt sie einen kurzen, aus zwei bis drei Sprüngen bestehenden Anlauf und erhebt sich dann zwar nicht gerade schnell, aber doch ohne sonderliche Anstrengung in die Luft; in gewissen Höhen streicht sie so schnell dahin, daß ein Kugelschuß schwer anzubringen ist.

Scharfsicht der Vögel

Es erscheint dem Laien schier unbegreiflich, daß ein Falke, der in beträchtlicher Höhe dahinfliegt, trotzdem mit größter Genauigkeit eine Maus sehen kann, die auf dem Felde zwischen den Erdschollen dahinläuft. Auch zahlreiche andere Vogelarten verfügen über eine dermaßen phänomenale Scharfsichtigkeit. Die Erklärung liegt darin, daß das Vogelauge infolge seiner eigentümlichen Bauart nicht nur befähigt ist, längere Zeit in starkes Sonnenlicht zu schauen, es reicht auch ungeheuer weit und hat trotzdem die Fähigkeit trotz gleichzeitig vorhandenen grellen Sonnenlichtes auch alles genau zu beobachten, was sich im dunkelsten Schatten abspielt.

Die wahre Heimat der Rosen

Eine alte Chronik meldet, daß die „wahre Heimat der Rosen“ Güllistan sei, ein Landstrich an der südlichen Abdachung des Balkans. Dann heißt es weiter: „Der Name Güllistan kommt von Gül her, was im Türkischen eine Rose heißt. Nicht wie bei uns werden dort die Rosen in Töpfen und Gärten gezogen, sondern auf den Feldern und in Furchen wie die Kartoffeln gebaut. Etwas Anmutigeres als solch ein Rosenacker läßt sich nicht denken. Millionen von Zentifolien sind über den lichtgrünen Teppich der Rosenfelder verstreut, und die Luft ist im buchstäblichen Sinne mit den köstlichsten Wohlgerüchen erfüllt. Auch sieht und riecht man die Rosen hier nicht allein, man ißt sie auch: eingemachte Rosen sind in der Türkei eine sehr beliebte Konfitüre; sie werden in der Regel mit einem Glas frischen Wassers morgens vor dem Kaffee genossen. In jener Balkangegend, namentlich um Kasanlik, wird auch das Rosenöl gewonnen, auf welches man einen so hohen Wert legt, und das man selbst in Konstantinopel unversetzt (unvermischt) fast nicht zu kaufen erhält. Die Drachme Rosenöl wird hier mit 15 bis 16 türkischen Piastern bezahlt, und man darf es nur in einem Fläschchen bei sich tragen, um zu duften wie ein Rosenstock . . .“ So weit der Chronist, der Wahres und Falsches durcheinanderwirft. Es mag nur gesagt werden, daß „Güllistan“ richtig „Gulistan“ heißt und kein Land ist, sondern der Titel eines Werkes des persischen Dichters Saadi, der in Schiras geboren wurde. Gulistan heißt: im persischen Rosengarten, und Schiras ist ja bis zum heutigen Tage wegen seiner Rosen berühmt. Richtig ist nur, daß die Rose, die Königin der Blumen, wahrscheinlich aus dem Orient nach Europa gekommen ist.

Der gefährlichste Fisch

Im allgemeinen hielt man bisher den Hai für das gefährlichste Raubtier des Wassers. Nach neueren Feststellungen der Zoologen ist der in tropischen Meeren lebende Barracuda, ein großes hechtartiges Tier, der gefährlichste Fisch. Die Küstenbewohner am Karibischen Meer sind sich darüber einig, daß der Barracuda den Menschen sehr viel eher und schneller angreift als der Hai, um ihn dann in seiner Wut buchstäblich in Stücke zu zerreißen. Meistens müssen die Badenden ihren Leichtsinn mit dem Tode, zumindest mit dem Verlust von Gliedmaßen bezahlen. Da dieser gefährliche Räuber bei seiner Nahrungssuche mehr auf seinen Gesichts- als auf seinen Geruchssinn angewiesen ist, so stürzt er sich, von jedem im Wasser aufleuchtenden Gegenstand angelockt, sofort auf diesen und schnappt mit seinem furchtbaren Gebiß danach.

Man hat beobachtet, daß dieser Raubfisch mehr als einmal zubeißt, und es ist erstaunlich, daß er mit einem einzigen Biß so furchtbare Verwundungen anrichten kann.

Der Barracuda hat ungefähr die Länge eines zwölfjährigen Knaben.